VISIT…

ERNST JÜNGER

AM SARAZENEN TURM

ERNST JÜNGER AM SARAZENENTURM

ERNST JÜNGER
AM SARAZENENTURM

VITTORIO KLOSTERMANN
FRANKFURT AM MAIN

Zweite Auflage (6.-10. Tausend) Oktober 1955
Alle Rechte, insbesondere das der Vervielfältigung, Übersetzung und Sendung, vorbehalten
Copyright 1955 by Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main
Gesamtherstellung: Universitätsdruckerei H. Stürtz AG. Würzburg
Printed in Germany

Civitavecchia, 6. Mai 1954.

Das Kastell, dessen Baumeister Michelangelo war, liegt wie ein Titanenspielzeug im Sand. Bei grauem Himmel wittert etwas Düster = Mächtiges um seine Umrisse, vermählt mit Verfall, wie auf Piranesis Zeichnungen. Hier und dort wird gebaut und ausgeflickt. Der kupferne Helm eines Tauchers steigt neben der Mauer aus gelbbrodelndem Wasser empor. Man läßt in einem Eimer Steine und Mörtel zu ihm hinab. Neubauten wachsen inmitten der alten Unordnung. Doch bald wird alles wieder den Anblick von Meeresklippen bieten, an denen zerlumpte Wäsche hängt.

Auch das neckische Spiel mit den Chauffeuren, Kellnern, Gepäckträgern will wieder gelernt werden. Ihr Herausgeben auf eine größere Note erfordert liebevolle Geburtshilfe. Sie beobachten den Klienten, während sie ihm langsam Geldschein um Geldschein in die Hand quälen, stets bereit aufzuhören, wenn es an Zuspruch fehlt. Hier kann der Irrtum nicht nur vorkommen, sondern man darf seiner sicher sein. Dem schließt sich die Unterhaltung über das Trinkgeld an. Man wird es nie so hoch bemessen können, daß nicht eine Nachforderung folgt. Sie zu unterlassen, würde offensichtlich als Kunstfehler angesehen. Lehrreich ist dabei der Einblick in eine Haltung, die nur den Handel kennt, nicht aber das feste Geschäft. Der Handel richtet sich nach dem Einzelfalle, und nicht nach Geld- und Tarifordnungen. Das muß zwar einerseits die Anarchie vermehren, hat aber andererseits den Vorteil, daß es den Einzelnen in seinem konkreten Bedürfnis nie gänzlich den Abstraktionen und Fiktionen des Staates unterwirft. Er läßt sich nun einmal nicht einreden, daß er mit einer Handvoll schmutziger Lappen bezahlt

wäre. Der Scharfblick nimmt zu, je mehr man sich der Levante nähert, und daher erreicht der Handel mit Dingen, deren Qualitäten schwer zu durchschauen sind, etwa mit Teppichen und Pferden, dort seine Meisterschaft.

Ich gebe mich dieser Betrachtung hin bei dem Genusse einer zuppa di pesce; sie ist tief rotbraun mit einem Atoll von Muscheln, Fischstücken und Brotscheiben, über das eine zierliche Pulpa ihr Armwerk rankt. Gleich kommt der caffe nero; dann werde ich am Strande spazieren gehen.

*

Die Wolken zeigten Nachsicht und begannen sich erst zu öffnen, als ich am späten Nachmittag wieder den Stadtrand erreicht hatte. Es war in der Nähe des Friedhofes. Ich trat ein, und da gerade ein Teil der hinter goldbeschrifteten Marmorwänden verborgenen Grüfte erneuert wurde, fand ich dort Schutz. Ich sah dabei, daß die Särge in Fächer gestellt werden, die wie die Kasernenbetten angeordnet sind. Darunter waren noch umfangreiche Grabkeller — vielleicht für jene, deren Familien zu arm sind, um draußen Platte und Inschrift zu erstehen. So werden sie einige Jahrzehnte früher namenlos. Hier, wie auf allen romanischen Friedhöfen, herrscht eine erstaunliche räumliche Ökonomie. Dabei ist der Tote in einer uns unziemlich erscheinenden Weise präsent. Nicht nur werden seine unübertrefflichen Eigenschaften als Familienmitglied und Mitbürger gerühmt, sondern man sieht auch sein Lichtbild auf dem Stein. Vor vielen Namen brannten ewige Lämpchen, zu denen die Drähte aus dem Grabe herausführten. Der Anblick erweckt weniger auf die Ewigkeit bezügliche Gedanken als den höchst zeitlichen nach dem Stromzähler.

Ich erging mich dann, um die letzten Tropfen abzuwarten, unter einem Arkadengange, der die Erbgrüfte der Notabein vereint. Hier war der Verfall stärker als draußen im gleißenden Marmorgarten; den Statuen waren die Nasen abgestoßen, Staub lag auf den Perlenkränzen und Inschriften. An solchen Orten kann man die Gebilde bewundern, die der Phantasie virtuoser Steinmetzen entsprungen sind. Darunter fiel mir ein Marmorblock auf, aus dem ein großer Anker mit seiner Kette ausgehauen war. Die Kette war frei schwebend, und ihre Glieder waren in durchbrochener Arbeit ausgeführt.

Illador, 7. Mai 1954.

Am Morgen erwachte ich durch den Ton der Schiffsglocke und blickte durch das runde Fenster hinaus: Wir fuhren an felsigen Ufern und vorgeschobenen Eilanden entlang. Die Bucht von Olbia. Zuweilen vermischte sich das Meer mit sumpfartigen Flächen, auf denen Fischer in kleinen Booten ihre Muschelgärten abweideten. Ein großer Raubvogel schwebte über dem noch blassen, wolkenlosen Horizont.

Da mich die Küste nicht anlächelte, stieg ich gleich in den Zug, der auf dem Kai wartete und durchfuhr ohne Ziel die Insel der Länge nach. Die Zistrosen standen in voller Pracht, in hohen, weißüberflammten Sträuchen oder in niedrigen Büschen, an denen rote Blüten leuchteten. Eine mannshohe Szilla durchsilberte die Felder; je weiter wir südlich kamen, desto mehr verschwanden ihre Blüten und schwollen die grünen Fruchtknoten an. Im gleichen Maße nahmen die Kaktusfeigen-Hecken zu. Silbergrüner Wermut, steingrüne Raute mit goldenen Kronen

und frischer, zartgesponnener Fenchel flochten sich in sie ein, dazu eine violette Winde, die ihre zahllosen Kelche der Sonne öffnete. Wie tat das gut nach diesem feuchten, lichtarmen Winter an der Schwäbischen Alb.

Die Limonenbäume trugen Blüten mit grünen und gelben Früchten zugleich, die Feigen hatten noch kaum angesetzt, doch dafür reiften die Nespoli heran. Der Wein begann zu blühen; an den Berghängen gilbte bereits das Korn. Die Opuntien hatten auf ihre fleischigen Blätter die Knospen aufgesteckt, während noch letzte Früchte auf den dunkelgrünen, metallischen Gerüsten abglühten.

In großen Hainen waren die Mandelbäume schwer behangen mit flacher, filziger Frucht. Der Kern ist jetzt noch wasserklar, wird später milchig und endlich fest; die Schale versteinert sich. Zwischen den Bäumen, die die Hänge scheckten, wuchs üppiges Gras mit zahllosen gelben Margueriten oder war Getreide gepflanzt, das mit Beeten von Erbsen und Puffbohnen wechselte, deren Kraut bereits abdorrte. Man hat mehr den Eindruck von Garten- als von Feldarbeit; der leicht geritzte Boden spendet Überfluß. Schön ist bei solcher Südfahrt, wie auch im Innern der Winter schwindet und sich die Welt erneut.

Die Bäche führten noch Wasser; in den Niederungen speisen sie mächtige Reisfelder. Sie sind von baumhohem Röhricht gesäumt. Um die Dörfer und kleinen Städte nehmen die Zypressen zu; sie schmücken vereinzelt die Gärten oder in Gruppen die Friedhöfe. Die Häuser sind weiß und flach, mit ausgeglühten Dächern, in Stein oder Lehmziegeln aufgeführt. Im Ödland sieht man die runden Schilfhütten, in denen die Hirten über Nacht bleiben. An steileren Hängen werden die Öl- und Mandelbäume durch Korkeichen abgelöst. Die geschälten Stämme

strahlen im grünen Dickicht ein scharfes Rotbraun aus, wie frisch gestoßener, dunkler Zimmet.

Erfreulich ist die geringe Zahl von Automobilen auf den Hauptstraßen. Auf den Neben- und Feldwegen erblickt man Reiter, das ist ein günstiges Anzeichen. Sie traben auf kleinen, rassigen Pferden zu ihren Feldern oder ziehen auf Eselchen hinter den Herden her. Dunkelgekleidete Frauen tragen Krüge oder andere Lasten auf dem Kopf. Vor einer Hütte stehen zwei urtümliche Wagen mit Scheibenrädern, technische Fossile, die in die Zeit hineinragen. Die klotzigen Räder sind noch nicht mit Reifen umlegt, sondern mit schweren Nägeln beschlagen, wie man es auf den ältesten Grabbildern sieht.

Zuweilen, besonders in der Gegend von Macomer, ragen aus Distelgestrüpp und hohem Grase mehr oder minder erhabene Kegel auf. Das sind die Nuraghen, Festungstürme der vorgeschichtlichen Bewohner dieser Insel, auf der man an siebentausend dieser Anlagen kennt. An anderen Stellen sind die Felswände von Löchern durchbohrt, die auf die Entfernung an die Arbeit von Erdbienen in Lehmbänken erinnern, sich aber auch auf menschliche Besiedlung zurückführen. Bei der Länge der Fahrt gewinnt man einige Übung, die Stellen vorauszusagen, die so durchlöchert sind.

Ich gedenke aber nicht, die Zeit im Hin- und Herreisen zu diesen Stätten zu zersplittern, deren Besuch mir Armin ans Herz gelegt hat, und die Freund Baedeker in der nächsten Auflage seines Unteritalien-Führers mit besonderer Sorgfalt aufzählen wird. Wenn man sich erholen und von den Elementen zehren will, soll man das möglichst an einem Punkte tun. Das gilt vor allem für eine so bewegte Zeit. Daher lasse ich auch meine Empfehlungsschreiben in der Brieftasche.

Zudem bin ich der Meinung, daß Geschichte und Vorgeschichte einer solchen Insel noch auf andere Weise erfaßbar ist als durch Studien. Auf ihren Bergen, an ihren Riffen und im besonnten, eidechsenhaften Frieden ihrer Täler muß noch in den Atomen, im Zeitlosen schlummern, was in der Folge der Zeiten sich zu Mustern gewoben hat. Es muß an Wind und Woge, aus den Gesichtern der Menschen, aus ihrer Sprache und ihren Melodien, aus der Art, in der sich der Rauch der Herdfeuer am Abend über ihrer Heimstatt kräuselt, ablesbar sein.

Daß die vergangenen Zeiten ganz nah sind und immer näher kommen — das ist eines der unerwarteten Geschenke, eine der beruhigenden Wahrnehmungen unserer Gegenwart. Alt und Neu sind zwei Qualitäten, zwei Perspektiven des Menschen; das Alte ist stets gegenwärtig und das Neue war immer da. Auch in Babylon gab es schon Neustädte. Stets wiederholen sich die Zeichen und setzen die großen Texte fort.

Die scharfsinnige und wunderbare Art, in der wir heute die älteste Vergangenheit aufschließen, ist eine Folge der Verwandlung unseres Zeitgefühls. Damit gewinnt der historische Blick an verdichtender, beschwörender Kraft, wächst in die Dichtung hinein. Dieses Heraufbeschwören der ältesten Menschheit aus ihren Schatten ist eines unserer großartigen Schauspiele. Was sind dabei die Funde und Urkunden? Warum beginnen sie *heute* zu sprechen, wo sie schon immer da waren? Sie spielen für den Geist die Rolle von Talismanen, und erschütternd ist, zu sehen, wenn sie berührt werden wie Aladins Lampe, was da heraufsteigt aus den Gewölben der Jahrtausende.

Was von den Altertümern der Insel die Aufmerksamkeit besonders erregt hat, das sind die steinernen Nuraghen und bronzene Statuetten, deren noch rohe Formung doch eine große Tie-

fe des Gemütes offenbart. Es handelt sich um Einzelfiguren und kleine Gruppen, Mutter und Sohn, Krieger mit Helm und Speer, Priester mit Opfergaben, Mutter- und Mondgöttinnen, lämmertragende Hirten, Barken und Stierköpfe, um eine naive Formenwelt, aus der man auf eine Bevölkerung von Hirten, Fischern und Ackerbauern schließen kann.

Man sieht sie im Zusammenhange mit den großen und folgenreichen Veränderungen, die zu Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends im Mittelmeerraum sich abspielten. Damals bestanden längst historische Zentren; wir wissen von manchem Tage, der tausend Jahre früher in Babylon oder Ägypten sich rundete, mehr an Einzelheiten als von diesem Volke, das längst die Insel bewohnte, ehe die Phönizier auf ihr landeten.

Aber es ist nicht nur das Geheimnis einer untergegangenen Welt, das uns beschäftigt und erstaunt wie der Anblick einer Muschel, die zwischen zwei Wogen sichtbar wird. Wir ahnen lange Zeiten eines Inselfriedens, eines abgeschlossenen, glückhaften Lebens, die hier verträumt wurden. Und das ist eines der großen Themen, die den Geist seit jeher beschäftigen.

*

Zu den Trouvaillen, die in Europa immer seltener werden, gehört ein Ort ohne Anschlüsse. Dennoch hatte ich ihn, nachdem ich bis zum Südende der Bahnlinie gefahren war, mit Hilfe eines Autobusses erreicht. Die Federn ächzten drei Stunden lang auf holprigen Berg wegen, die in den Kurven jähe Bücke auf das Meer eröffneten.

Ich hatte mich bei dem Fahrer bereits nach dem Namen des Albergo erkundigt und wurde von einem Haufen von Kindern

dorthin geleitet, die mein Gepäck trugen. Das Städtchen grellte in der Nachmittagssonne, Wolken von Fliegen schwirrten, die Häuser waren teils verfallen, teils mehr oder minder gut erhalten in ihren Mauern aus Granit oder Lehmziegeln. An allen, auch an den Ruinen waren die Inschriften eines Entseuchungskommandos zu lesen, das hier vor genau einem Jahre, im Mai 1953, gewirkt hatte. Viehherden durchzogen die Straßen, an deren Ecken schweigend Gruppen von Männern standen und in deren Mitte schwarzgekleidete Frauen schritten, die flache Körbe oder große Flaschen auf dem Kopf trugen.

Schwarz gekleidet war auch die Wirtin des Albergo, Signora Bonaria, bei der ich mich einmietete. Ich fragte nach der Beleuchtung und hörte zu meiner Befriedigung, daß man auf Kerzen angewiesen sei. Natürlich erforderte die Politik, bei dieser Mitteilung ein bedenkliches Gesicht zu ziehen. Die Signora versuchte mich zu trösten: Arbeiter legten im Städtchen bereits die Leitungen, und in einigen Monaten würde auch das Albergo angeschlossen sein. Damit kommen dann außer der mechanischen Beleuchtung auch der Rundfunk, das Lichtspiel und all die kleinen Maschinen, die mit Strom laufen und deren Nähe der Erholung abträglich ist, vor allem für jemand, der während seines ganzen Lebens zu lange gelesen hat. Schon meine Eltern kämpften vergeblich gegen dieses nächtliche Laster an.

So kamen wir denn überein, und ich kann meine Sachen auspacken. Das Zimmer ist kahl, mit roten Fliesen ausgelegt; ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl bilden die Einrichtung. Der Blick fällt auf einen von Lehmziegelmauern umschlossenen Hof, in dem Steine und anderes Gerumpel liegen, das ein ungeheurer Eber nach Eßbarem durchwühlt. Zitronenbüsche blühen und tragen Frucht. Hinter der Mauer leuchten die Dächer in der

Abendsonne, einige sind weiß und flach, andere leicht abgeschrägt und mit ausgeglühten Ziegeln gedeckt. Die Kuppen von Öl- und Feigenbäumen stoßen aus den Höfen vor, zuweilen auch ein Opuntienarm, der sich über eine Mauer reckt. Aus einem der Backöfen quillt weißer Rauch. Er füllt die Luft mit einem Arom, das allen Orten eignet, in denen man mit den Hölzern und Kräutern der Macchia heizt. Er ist auf allen Inseln des Mittelmeeres verschieden, je nach der Zusammensetzung des Bewuchses, doch immer nach Weihrauch schmeckend und Erinnerungen an heitere Sonnentage heraufzaubernd.

Der Horizont wird von Gebirgen abgeschlossen, an denen Mandelgärten und Kornfelder bis zu jener Grenze emporsteigen, an der Geklüft und wilder Wuchs beginnen, den Schaf- und Ziegenherden abweiden. Soeben will die Sonne hinter dem Höhensaum versinken, der nackt, durch keinen Dunst getrübt, herüberschimmert und den ein kahler, turmartiger Kegel krönt. Er zieht den Blick an, und nicht nur den Blick. Ich habe daher die Wirtin gleich nach seinem Namen gefragt: er wird der Monte Sonno genannt, der Berg des Schlafes, das ist ein Name, der angenehme Vorstellungen erweckt. Die Dämmerung fällt ein, und da die Signora gesagt hat, daß „mit dem Monde“ gespeist wird, ist es Zeit hinunterzugehen, umsomehr als von dort ein Getöse aufsteigt, als ob jemand umgebracht werden soll. Es ist aber nur das vertraute Crescendo südlicher Heiterkeit.

Unten in einem kahlen, mit Tischen und Stühlen bestellten Räume sitzen die neuen Promethiden des Ortes, die Elektriker, dazu ein Zöllner, ein Taucher mit seiner Mannschaft, ein Tagelöhner, ein Hirt, zwei Flickschuster. Signora Bonaria hat ihnen bereits das Kompliment mitgeteilt, das ich ihr vorhin gemacht habe: daß man bei einer Bonaria sicher gut aufgehoben ist und

von der Malaria nichts zu fürchten hat. Schon Schopenhauer warnt vor Scherzen, die auf den Namen abzielen, weil deren Träger sie gewiß schon bis zum Überdruß gehört haben. Hier aber scheint eine so naheliegende Beziehung, der einfache Schluß ex contrario, den Reiz der Neuheit zu besitzen: ich höre ihn verschiedene Male wohlwollend wiederholt: Bonaria, Malaria.

Auch dem Zöllner, an dessen Tisch ich mich setze, scheint diese Art der Kombination zu mangeln, denn als ich ihm sagte, daß die Sardinen, die als Antipasta auf dem Tisch stehen, ihren Namen seiner Insel verdanken, sah er mich mißtrauisch an. Einfache Menschen sehen an den Gegenständen nur die Bedeutung, die sie zur Person besitzen, nicht aber das Verhältnis, das ihnen untereinander eigentümlich ist. Sie stehen *inmitten* der Gegenstände, die sie beurteilen, wie es diesem Interesse entspricht. Sie urteilen daher durch den direkten, nicht durch den kombinatorischen Schluß. Jemanden, der immer weiter in der entgegengesetzten Richtung gegangen ist — so daß er sich entweder als Objekt unter Objekten sieht oder alle Objekte mit der ihm innewohnenden Kraft belebt, geladen weiß — mutet das geistige Verhalten innerhalb der naiven Gesellschaft erholsam an, indem er sich für eine Zeitlang seines immerwährenden Trainings enthoben sieht. Er wiederum wird seinen Partnern halb närrisch, halb bemitleidenswert vorkommen. Er treibt Beschäftigungen, die nichts einbringen und stellt Fragen nach Dingen, die niemand wissen will. Das gibt die Grundlage der Sympathie.

Im Übrigen erweist sich der Zöllner als Mann, der Bücher gelesen hat oder wenigstens ihre Titel kennt. Er mag in der Mitte der Zwanziger stehen und vertritt den spanischen Typus, denn

all die zahlreichen Eroberer der Insel haben nicht nur in der Architektur und in der Sprache ihre Spuren hinterlassen, sondern auch im menschlichen Bestand. Die Konviven, die hier im Schimmer ihrer Kerzen beisammensitzen und den dunklen Wein trinken, erinnern mehr an die gegenüberliegende afrikanische Küste, haben arabisches Blut. Die Physiognomien sind gelblich und finster spähend oder braun, munter, eidechsenhaft beweglich, zuweilen auch von ausgeprägtem und edlem Schnitt. Bei den Frauen mit ihren dunklen Kopftüchern tritt dieses Element noch deutlicher hervor.

Wie ist es aber mit den Spuren der Phönizier? Hier gibt es sicher Einwebungen, deren Muster sich auch für den schärfsten Blick nicht abheben. Das um so mehr, als es ja zu wiederholten und durch lange Zeiträume getrennten Berührungen gekommen ist: zunächst bei den frühesten Landungen dieses seltsamen Händlervolkes, sodann im Zuge der karthagischen Ausbreitung und endlich durch die Araber, die einen neuen Einschluß altsemitischen Blutes mitbrachten. Da bleibt nur noch das Motiv, wie bei einer oft wiederholten und dann vergessenen Melodie. Ähnlich verhält es sich mit den Römern, deren Einfluß im Mittelalter durch die Pisaner und endlich durch die modernen Italiener wiederholt wurde. Und aus der Mischung treten immer wieder die Sonderheiten hervor; wie man auch heute noch in Italien auf der Straße oder in der Eisenbahn römischen Köpfen begegnen kann.

Ob sich unser Blick eines Tages auch für die ganz Alten schärfen wird, die längst vordem gewesen sind? Es gewinnen ja nicht nur unsere Messungen und Ermittlungen an Feinheit, sondern zugleich eine Musikalität in der geistigen Beherrschung der Formen, die Vergangenes wie durch Melodien he-

raufbeschwört und *glaubwürdig* macht. Zuweilen, im Gewühl eines Bahnhofes oder einer Hauptstraße, fällt unser Blick unter den zahllosen Gesichtern auf eines, dessen Anblick uns betroffen macht. Ein Kind, ein Greis, eine Frau in mittleren Jahren kam vorüber, und aus der Stirn, den Augen, der Eigentümlichkeit des Ganges wehte uns ein Schauder an. Wir ahnten, daß etwas Urtümliches, ganz Frühes da vorüberkam, aus Zeiten, in denen es weder Völker noch Länder in unserem Sinne gab.

Ob derartiges auch mitunter aus uns heraustritt wie aus den dunklen Mündungen der Felsenwand? Wie kommt es, daß fast jeder Neigung zur Jagd, zum Fischfang, zum offenen Feuer, zur magischen Beschwörung hat? Da zehren wir von frühesten Erbteilen. Wenn wir von Grund auf Ferien machen, treten wir in diese Reiche ein. Wir verlassen die historische Welt, und unbekannte Ahnen feiern in uns Wiederkehr.

Illador, 8. Mai 1954.

Der Strand liegt eine halbe Stunde weit. Wenn man Pflanzen und Tiere betrachtet, dauert's länger und wird kurzweiliger. Auf den Feldern ist das Getreide schon gelb; das Kraut der dikken Bohnen ist verdorrt. Sie sind durch hohe Opuntienhecken eingeschlossen, die das Weidevieh besser abhalten als jeder Zaun. Die schweren Pflanzen scheinen so zur Landschaft zu gehören, daß es nicht leicht fällt sich vorzustellen, daß sie einmal gefehlt haben. Und doch sind sie erst in der Neuzeit eingebürgert; sie kommen aus Ländern, die noch heißer und trockener sind. Ähnlich ist es mit anderen Gewächsen, die uns rein mittelmeerisch dünken: der Apfelsine, der Aloe, der Goldmis-

pel. Vielleicht sind alle Nähr- und Genußpflanzen einmal von Menschen mitgebracht, ebenso die meisten Haustiere. Wie für die Rassen, Sprachen und Architekturen gibt auch hier die Insel den Rahmen für einen wechselnden Bestand.

In einem unablässig von Herden durchzogenen Gelände ist eine Pflanze unschätzbar, die undurchdringliche Zäune bilden kann. Als Zugabe spendet sie die Kaktusfeige, eine saftvolle, nährende Frucht. Sie wird im Herbst geerntet; jetzt glüht nur noch vereinzelt auf den Spitzen eine der roten Kerzen auf. Zugleich bricht hier und dort einer der ersten gelben Blütenbecher aus den zahllosen Knospen auf. Die Farbe ist zunächst trüb rötlich, bis sie das reine Gold entfaltet wie eine Lampe, die erst schwelt, dann hell erstrahlt. Sodann vergilben die Blütenblätter zu kleinen Schöpfen, die der Wind entführt. Auch junge Triebe sind nach der Regenzeit in Fülle emporgeschossen; ihr frisches Grün sticht freudig vom stumpfen Grau des alten Bestandes ab.

Die Hecken bieten einem Gewirr von immergrünen und kurzlebigen Schlingpflanzen, die sich bis in die Spitzen einflechten, Schutz und Halt. Zur Zeit hat eine Winde große Flächen mit roten Blütenteppichen verhängt. Sie ziehen Falter, Hummeln und Blumenfliegen an. Und unten im Dickicht rascheln Eidechsen, wenn sich der Wanderer naht. Von der fußlosen Schlange bis zu den geflügelten Blütengästen wohnt das Leben in vielen Stockwerken. Man könnte den Tag versäumen vor den grelldunklen Wänden und hätte doch die Bilder nicht erschöpft.

Den schweren Pflanzen haftet auch Vorweltstimmung an. Man sieht das besonders dort, wo sie einzeln stehen oder wo einer der Kolosse, den am Steilhang die Wurzeln nicht mehr hielten, niedergebrochen ist. Dort liegt die tonnenschwere Last zerschellt; man ahnt, wie schwach gegliedert und gebrechlich

die rohen Gerüste auf ihren Elefantenfüßen stehen. Wenn man die Blätter anritzt, strömt bittergrüner Saft hervor. Das Vorweltliche der Gruppe verbirgt sich auch im Chemismus, im Wabennetz der Formeln, in Drogen, die über die meßbare Zeit hinausführen, in Einsamkeiten jenseits des Berges Kaf. Die Sonne bleibt wie ein goldenes Mühlrad am Himmel stehen, während die Opferpriester mit steinernen Gesichtern beisammensitzen und die Totemtiere aus dem Dickicht hervortreten. Dann ist Feuersteinzeit.

Wo Siedlungen verlassen wurden, verwildert die Opuntie um die Ruinen, wie es bei uns zulande der Holunder pflegt. Den Ort umwittert dann ein Schimmer von afrikanischer Macht. Man spürt die Herrschaft des Rohgegliederten, das sich in dunklen Leibern empört hat, auf denen senkrecht die Sonne glüht. Dann breitet sich Mittagsschwermut aus.

Von diesen Pflanzen kann man auch lernen, wie man sich in der Wüste verhält:

„Die Wüste wächst,
Weh dem, der Wüsten birgt."

Die Warnung gilt nicht für sie. Inmitten des dürren Sandes, wenn alle Hänge schon Strohmatten gleichen, erheben sie sich als Wasserspeicher in der Glut und überdauern die Durstzeiten. Wenn die Trockenheit beginnt, bringen sie eine verschwenderische Blüte, und wenn sie endet, saftige Früchte im Überfluß hervor.

Wer solchen Reichtum birgt, ist immer von Verschmachtenden umlagert und muß sich entweder unsichtbar machen wie so viele Wüstenbewohner oder die Oberfläche schirmen und abhärten. Man darf den Reichtum nicht auffällig tragen oder muß unverwundbar sein. Den ersten Weg haben manche Ver-

wandte der Opuntie gewählt, wie die Mesembrianthemum-Arten, die auf wunderliche Weise den glatten Kieseln gleichen, zwischen deren Geröll sie heimisch sind. Der Feigenkaktus schützt seine Blätter durch dreigezackte Stacheln und seine Früchte durch Polster von scharfen Härchen, die bei der leisesten Berührung zu Hunderten in die Haut eindringen.

Angesichts dieser Bewaffnung muß man die Ziegen bewundern, denen trotzdem hier und dort ein Abbiß gelingt, wie man an den halbmondförmig vernarbten Blättern sieht. Das ist ein Zoll, dem sich der Reiche nicht verschließt. Doch in der Masse stehen die Riesenhecken, die jeden Weg begleiten, gefeit, unangetastet inmitten der Versehrung und des Verzehrs, in dem Südwinde und Herden wetteifern. Sie wissen nicht nur sich selbst zu schützen, sondern auch die bunten Behänge, die sie durchweben, und das zahllose Getier, das sie belebt, auf ihren grellen Mauern brütend und schemenhaft ins Dunkel zurückhuschend. Es kennt die Übergänge nicht.

*

Der kleine Friedhof ist durch Mauern geschirmt. Vor ihm ragt ein Zypressenwald auf. Die einzelnen Bäume tragen Täfelchen mit den Namen Gefallener. Ein schöner Gedanke, der Heldenhain. Aber er ist von außen, von Norden her gekommen, aus einem ghibellinischen Aufschwung heraus, und wird sich nicht einwurzeln. Schon fehlen Täfelchen, andere sind am Boden verstreut. Der Baum als Seelenhort und -wohnung, das liegt waldfremden Völkern fern.

Zur Rechten träumt in der Sonne ein halb verfallenes Gartenhaus. Grüne Eidechsen huschen die rotbraune Mauer hinan. Die übliche Opuntienhecke umschließt den Garten, dessen

Bäume sie überragen: ein hellgrünes Labyrinth, in einen grauen Rahmen gefaßt. Limonen- und Orangenblütenduft umwebt ihn, vermischt mit den Aromen von Rosengeranien, Zitronenmelisse und anderen Würzkräutern. Im Innern knarrt ein Wasserrad. Der Ort scheint von der Zeit vergessen; sie muß stille gestanden haben durch die Jahrhunderte. Ich setze mich auf die steinerne Bank am Eingange, um diesen Frieden zu genießen, aber ein kleiner, bissiger Hund schießt aus dem Garten hervor und vertreibt mich durch sein Gebell.

Der Strand ist einsam; ein Band aus blendendem Sande, das sich zum Meer absenkt. Die Farbe des Wassers ist am Rand blaß grünlich und weicht dann einem tiefen Blau. Rechts wird der Saum durch eine hohe Düne abgeschlossen und links durch eine Klippe; dazwischen liegt eine halbe Stunde Weg. Im weiteren Sichtfeld stoßen Vorgebirge in die Flut. Sie sind aus nackten, gleißenden Graniten oder mit Dickichten bezogen, deren Dunkel gelbe Getreidestücke aufhellen.

Eines dieser Vorgebirge trägt einen der hellen, schön und einfach geschwungenen Türme, wie sie an allen christlichen Küsten des Mittelmeeres gegen die heidnischen Seeräuber errichtet wurden, ein anderes eine Seewarte. In der Ferne wird der Meeresblick durch zwei kahle Eilande begrenzt: rechts durch die Möwen-, links durch die Schlangeninsel, auf deren Rücken sich wie das Gehäuse einer Schnecke der Umriß eines verlassenen Schlosses abzeichnet. Die Möweninsel dagegen trägt einen Leuchtturm, dessen Spitze eine goldene Kugel ziert.

Kein Schiff, kein Tier, kein Hirte ist zu sehen. Nur große Möwen kommen von der Insel angeflogen, die ihren Namen trägt. Die Klippen wiederholen ihren nackten und klagend räuberischen Schrei.

Die Felsen mit den menschenleer erscheinenden Gebäuden verbreiten ein Gefühl der Ausgestorbenheit, das eine nervöse Wachsamkeit erregt. Je mehr all diese Leucht- und Wachttürme, Funkstellen, Semaphore, Festungen einen unbewohnten Eindruck machen, desto stärker wird die Ausstrahlung einer unpersönlichen Intelligenz, die sie auf astronomische Art verbindet, ja vielleicht schon auf ihrem mathematischen Konnex beruht. Hier schlummert die Bewegung im Erstarrten, das ungeheure Energie beängstigend belebt. Man ahnt bei diesem Anblick, wo die italienische Spielart des Nihilismus ihre Stimmung findet, die kalzinierte Strenge, die Bilder und Gebäude ausglüht und entkeimt. Hier herrscht solarischer Zauberbann, wie auf der Spitze des Magnetberges, auf der ein erzener Reiter die Meereseinsamkeit bewacht, bis ihn zu vorgesehener Stunde ein Schiffbrüchiger erlegt.

Der Sand ist blendend, zuweilen wird seine Fläche durch Dünen unterbrochen, auf denen Binsen und marmorierte Stranddisteln Fuß faßten. Hinter den Sandstreifen breiten sich Flächen von Salzkräutern aus, die kleinere und größere Lagunen einfassen. Ihr flaches Brackwasser ist von Schwimmvögeln belebt.

An manchen Stellen sind braune Säume angespült. Sie häufen sich aus zahllosen Kugeln von Tennisballgröße, die aus elastischem Filz gewoben sind. Dazwischen liegen grüne und gelbe Bambusstöcke — ein Stilleben, das offenbar durch unsichtbare Diener für eine Übung im Ballschlag vorbereitet ist. Der Überfluß an Bällen erspart den Balljungen.

Zur Linken wird der Strand felsig; er ist in halbmondförmige Buchten aufgeteilt. Die Spitzen setzen sich fort in Klippen und Inselchen. Die Bildung erinnert an Rivierafahrten mit ihrem Wechsel von dunklen Schächten und besonnten Amphithea-

tern, an die das Meer sich wirft. Wie gerne wäre man oft ausgestiegen an dieser oder jener Rundung und hätte Fahrt und Zeit gebremst. Hier sieht man den Wunsch erfüllt und kann nach Herzenslust verweilen, wo es gefällt. Jeweils ist eine Klippenwand zu übersteigen, dann öffnet sich eine neue Rundung, in der die Woge auf Kies und Muscheln schäumt. Stets schließen sich neue, durchsonnte Kammern an. In einer von ihnen überrasche ich einen sonderbaren Gesellen: einen Vogel, der an einen Storch erinnert, obwohl er viel kleiner ist. Er sieht wie eine Schnepfe auf Storchbeinen aus und watet im klaren Wasser, dessen Grund er mit dem spitzen Schnabel durchforscht.

Hier bietet sich Gelegenheit, das einzige Buch zu konsultieren, das ich mit auf die Reise nahm. Es ist der Bestimmungsschlüssel der Vögel Europas, von den Ornithologen Peterson, Mountfort und Hollom verfaßt. Das Außerordentliche an diesem Werk ist, daß es sich bequem in der Tasche tragen läßt, obwohl es alle gefiederten Bewohner bis zu den seltensten Irrgästen des riesigen Gebietes nicht nur beschreibt, sondern auch farbig abbildet. Kleine Pfeile weisen auf die wichtigsten Merkmale und Unterschiede hin. Zu jeder Art gehört eine Karte Europas in Briefmarkengröße, in die das Verbreitungsgebiet eingetuscht ist. Es handelt sich um die Verdichtung eines in Jahrhunderten aus zahllosen Beobachtungen eingeheimsten Wissens, die man als abschließend betrachten darf. Mit Recht bezeichnet Julian Huxley, der das Vorwort zu diesem „Field Guide“ geschrieben hat, sein Erscheinen als ein Ereignis, das zwischen den Freunden einer liebenswerten Wissenschaft Brücken schlagen wird, in allen Ländern und über alle Grenzen, so wie der Vogel fliegt. Und es ist richtig, daß eine solche Leistung wertvoller, wichti-

ger sein kann als Kongresse und Festreden. Nicht Stricke, sondern Spinnweben verbinden den Kontinent.

Zu diesem Buche gehört ein scharfes Glas, wie ich es mitführe. Ich rücke den absonderlichen Burschen, als ob ich ihn in Reichweite brächte, an mich heran. Er läßt sich die Welle über die roten Stelzen schäumen, dort wo sie sich an den Kieseln bricht. Bedächtig wandelt er auf und ab, zuweilen pickend, zuweilen rastend, wobei er auf einem Fuße steht. Das Tier ist weiß, die Brust zart rosa überflogen, Flügel und Hinterkopf sind schwarz. Ich habe es so scharf im Glase, daß ich das Auge erkenne, das wie ein roter Edelstein glänzt.

Der Fall ist einfach: der Vogel gehört ohne Zweifel den „Großen Limicolen“ an. Ich finde ihn sogleich abgebildet, wie ich unter diesem Titel nachschlage. Es handelt sich um den Stelzenläufer, auch Strandreiter und von den Ungarn Storchschnepfe genannt — dieser Name ist der anschaulichste. Der Text bezeichnet das Tier als „unverkennbar“; es ist ein Männchen im Brutkleide. Nachdem ich es ausgiebig betrachtet habe, beginne ich mich ihm zu nähern; bald wird es aufmerksam und fliegt sichelnd mit schrillem „witt-witt-witt“ davon, die langen Beine waagerecht ausgestreckt.

Diese erste Beobachtung gibt gleich zu einer Eintragung in das dafür bestimmte Register Veranlassung, denn, wie ich sehe, fehlt auf dem der Beschreibung beigefügten Kärtchen Sardinien als Gebiet. Ohne Zweifel aber ist der Strandreiter hier nicht nur anzutreffen, sondern auch Brutvogel.

Zum Badeplatz scheint eine vorgeschobene Felsenbank geeignet; sie setzt sich in einer Reihe von Klippen fort. Das Wasser ist frisch; es wird noch zwei Monate dauern, bis die Mediterranen sich fröstelnd hineinwagen. Schwarzblaue Seeigel schimmern

auf den granitenen Bänken, zwischen denen die Woge sich hebt und saugt. Beim Schwimmen durch die Engen streifen Tangbüschel die Brust. Nachher, auf der steinernen Bank, gibt die Sonne die verlorene Wärme zurück.

Soll man von der Klippe aus baden oder vom Sandstrande? Das ist ein Dilemma, das sich stets wiederholt. Hier locken die felsige Bildung, die Tiere und Pflanzen, die Möglichkeit des Absprunges in die Tiefe, dort die langsame Vermählung mit dem Element, das schmeichelnde Mahlen des Sandes an den Füßen und dann das Lager im heißen, weißen und weichen Dünenbett. Ich werde mit beidem abwechseln. Diese ersten Tage sind schön; man verfügt noch über einen unabsehbaren, köstlichen Vorrat an Zeit.

Der Rückweg führt durch einen großen Weingarten. Die Stöcke prangen im frischesten Leben; zuweilen leuchtet zwischen ihren Reihen das dunklere Grün eines Feigenbaumes auf. Es scheint, daß einzelne dieser Täler, die zum Meere hin verstreichen und Wasser führen, besiedelt sind. Aber man sieht keinen Menschen und hört, außer dem fernen Gurren der Wildtauben, kaum einen Laut. Wie kommt es, daß es bei diesen Gängen im klarsten Lichte so stille wird? So stille, daß man endlich die webende Lust der Pflanzen zu hören glaubt und den Goldklang der Sonne, die sich über sie ausschüttet.

Bergan zum Städtchen; der Weg führt durch Mandelhaine empor. Immer begleiten ihn die Opuntien, ziehen sich in Irrgärten die Hänge entlang. Oft schließen sie kleine Vorzimmer ein, mit zwei, drei Granitblöcken als Stühlen und Teppichen von gelber Wolfsmilch, roter Siegwurz, Raute, Wermut in süß und bitter duftendem Gewirr. Ich kann es nicht unterlassen, immer

wieder eines dieser Gemächer zu betreten, um mich seiner Heimlichkeit zu erfreuen. Ja, das ist Eigentum.

Zu Tisch im Goldenen Stern, hemdärmelig und in blauer Leinenhose, wie die anderen auch. Es gab Minestra und eine große Muräne in gerösteten Querschnitten. Ich hatte das Tier bereits am Morgen in der Küche gesehen, mit seinem kleinen Kopfe und dem hochkant gestellten Seeschlangenleib. Dem hohen Lob, das die Römer seinem Fleische spenden, kann ich nicht beistimmen; ich kenne viele Fische, die schmackhafter sind. Zum Nachtisch Schafkäse, salzig, steinhart — daran hat sich gewiß schon der alte Cato gelabt. Der Rotwein ist schwer, „pesante“, und hat einen leichten Fenchelgeschmack. Ein winziges Täßchen caffè nero zum Abschlusse. Dazu Unterhaltung in höchster Lautstärke. Wo alles schreit, gewöhnt man sich rasch an das Mitschreien. Die Tafelnden sind bester Laune, zuweilen schlägt das Gespräch um in reinen Gesang.

Ich beschreibe Signora Bonaria den Strandreiter. Der Vogel ist ihr bekannt. Sie nennt mir das sardische Wort „menga“, das ich nicht unterbringen kann. Es soll, wie sie sagt, daher kommen, „daß er piekt“ — sie kneift sich dabei mit zwei Fingern in den Unterarm.

Siesta. Ich verfalle für zwei Stunden in einen bleiernen Schlaf und stehe dann auf, um in die Berge zu gehen. Die Hänge sind bis hoch hinauf mit Mandelbäumen bestellt.

Jetzt sind sie grün und reifen ihre Früchte; im Januar sind die Berge von ihren Blüten weiß. Zuweilen leuchtet inmitten dieses Schimmers ein rosa Wölkchen auf. Dort blüht dann die Bittermandel inmitten des Bestandes — spärlich, so wie die Mutter zum Kuchen unter die vielen süßen Mandeln auch eine bittere nahm.

Im Schatten der Bäume wächst Weidegras, oder es sind im Hackbau auf schmalen Stücken dicke Bohnen, Erbsen und Kartoffeln gepflanzt. Von manchen Punkten aus erscheint das Bergland als ein großer, frischgrüner Mandelgarten, in dem Scharen von Vögeln ihr Spiel treiben. Schwärme von Stieglitzen fallen ein, ein großer Würger mit rostbraunem Kopfe huscht durch die Hecken, in der Ferne hört man das Gurren der Tauben und den pumpenden Ruf des Wiedehopfes, dessen Name hier, wie viele lateinische Wörter, eine leichte Umstellung erfahren hat, indem ihn der Sarde nicht upupa, sondern pupusa nennt.

Aus den unübersehbaren Vorgehölzen muß man schließen, daß hier der Mandelbaum, mandorlo, am schönsten gedeiht und dem Boden die beste Rente bringt. Auf diesen Hängen reifen für alle Kuchen- und Marzipanbäcker Europas die süßen und bitteren Früchte heran. Man fühlt, wie sie die stille Nachmittagssonne kosten, spürt ihr Behagen mit.

Über die Flächen und durch die Macchia ziehen langsam die Viehherden. Fast alle Tiere tragen Glocken oder Glöckchen am Halse, die Schafe, die Ziegen, die Rinder, und das Städtchen ist vom frühen Morgen bis in die späte Nacht vom Getrappel gespaltener Hufe, den Rufen der Hirten, dem Gebell der Hunde und dem Klingen der Glocken erfüllt. Wenn eine große Herde sich nähert, erweckt das brausende Geläute Vorstellungen des Reichtums, der sich festlich offenbart. Die Schafe bilden seine Grundlage, worauf schon die Tatsache hinweist, daß sie einfach „Vieh“, pecore, genannt werden. Von dessen Stammwort, pecus, ist bekanntlich das Abstraktum Geld, pecunia, gewonnen, als von der Quelle des Reichtumes. Das wird hier im heiteren Bilde anschaulich. Wenn jemand sein Geld zeigt, so ist das

gleichgültig oder auch widrig; es gehört zum schlechten Geschmack. An seiner Herde aber kann man sich mitfreuen.

Alle Tiere kommen mir etwas verändert vor, gehören vielleicht zu Inselrassen, die sich ausbildeten oder seit alten Zeiten konstant geblieben sind. Die Schafe haben feine, zierliche Köpfe und einen langen Behang. Auch die Pferde sind klein, aber feingliedrig, edel gebaut. Die Rinder dagegen sind mächtiger als im Allgäu oder in Niedersachsen, büffelartig, schön rotbraun, mit starkem, ausladendem Gehörn. Die Schweine wirken besonders altertümlich; sie sind stark borstig, wie man sie im Stundenbuche des Duc de Berry, und spitzschnäuzig, wie man sie auf Boschs Gemälden sieht.

In jeder Einzelheit bemerkt man, daß die Besorgung der Herden und die Bestellung des Landes hier auf einer frühen, ehrwürdigen Stufe steht — also rückständig ist, um es mit den Worten des Zöllners auszudrücken, dem ich beim Nachtmahl wieder Gesellschaft leistete. Es kommt ja immer auf den Standort des Betrachters und seine Perspektive an.

Mein Tischgenosse zählt einige Jahre über zwanzig, sieht aber älter aus. Seine Züge sind, wie gesagt, vom spanischen Typus, für den mir das Wort „alkaldisch“ einfällt, von einer gewissen Würde und Melancholie. Sein Dienst als „radiotelegrafista“ scheint nicht eben anstrengend zu sein. Er geht alle zwei, drei Stunden auf das Zollamt, um zu sehen, ob Nachrichten angefallen sind. Zuweilen bleibt er auch dort, um ein Buch zu lesen oder mit den anderen Zöllnern zu plaudern, die man auch meist müßig vor dem Ufficio sich sonnen sieht. Man hat den Eindruck, daß sie unendlich viel Zeit haben und daß diese Tatsache ihnen einerseits angenehm ist, sie andererseits bedrückt. Daher will ich nach der Erfahrung, die ich heut nachmittag

machte, in Zukunft einen Bogen um ihre Gruppe schlagen, denn einmal angesprochen, wird man von ihnen in endlose Gespräche verwickelt und soll ihrer Langeweile als Labsal dienen, während draußen die köstliche Zeit verstreicht.

Hier, beim Essen und beim vino nero, ist das etwas anderes, auch bildet mein Zöllner ersichtlich eine Ausnahme. Ich fragte ihn nach seinen Aussichten; sie scheinen nicht eben großartig zu sein. Es gibt da ein System von Beförderungen, das im Grunde nichts anderes bedeutet als Schneckenumlauf innerhalb der Subalternität. Ganz ähnlich gibt es bei uns zulande Pöstchen, denen man, um sie aufzufrischen, alle zwanzig Jahre einen neuen Namen verleiht. Ich muß zugeben, daß die Aussicht, in diesem heißen Neste nach dreißig Jahren immer noch den Korporal zu machen, nicht eben verlockt. Dabei ist es eine „arme Grenze", wie der Zöllner sagt — das heißt, daß es wenig zu beschlagnahmen gibt. Man heiratet so früh wie möglich, in jedem Jahr kommt ein Kind, in guten auch zwei. Das Land ist überfüllt mit einer hungrigen Beamtenschaft, mit Figuren aus dem Lazarillo de Tormes, besonders nach dem Verluste der Kolonien.

Der Gute schenkt sich ein Glas von dem dunklen Wein ein und blickt mich melancholisch an:

„Wissen Sie, in Italien gilt die Intelligenz nichts; hier zählt nur das Geld. Meine Mitschüler sind alle schon Rechtsanwälte und Ärzte; ich mußte zu früh abgehen. Meine Eltern hatten die Denare nicht. Dabei habe ich immer gelernt, auch wenn die anderen spielten, ich kannte nichts Schöneres. Ich habe geweint, als ich meine Bücher einpackte."

Ein Musterschüler also, man merkt es schon beim Gespräch. Musik: Bach, Mozart, Beethoven, Wagner, Verdi. Deutsche Lite-

ratur: Klopstock, Lessing, Schiller, Goethe. Iphigenie, Tasso, „Foost“. Insekten: Lepidottera, Coleottera, Ymenottera. Vorzüglich auswendig gelernt.

Wenn ich mich solcher Mitschüler entsinne, so will es mir scheinen, daß ich sie, wenn ich ihnen im Leben, für das wir angeblich lernen, wieder begegnete, meist in ähnlichen Stellungen traf. Sie gehören zum akkuraten Typus des Klassenersten, der für solche Posten berufen ist. Der andere Typus des Klassenersten ist der geniale, der „spielend“ das Pensum beherrscht. Dieser kann nach der Pubertät langweilig werden, an seiner Begabung scheitern oder sich zum großen Licht entwickeln, als das er sich frühzeitig ankündigte.

Bei der immer schärferen Konkurrenz, die sich auf unseren Schulen entwickelt, ist zu befürchten, daß die Auswahl die guten Auswendiglerner trifft. Sie machen es den Lehrern, die gleichfalls an Qualität verlieren, am einfachsten. So kommt ein Schlag von Büfflern in die Höhe, von Menschen, die keine Zeit haben. Jeder höhere Typus ist aber daran zu erkennen, daß er Zeit hat also über die Uhr bestimmt. Vor die Alternative gestellt, wird er die verpfuschte Existenz der pedantischen vorziehen.

Übrigens wird die Herrschaft der Pedanten immer wieder durch den Aufstand der genialisch Gescheiterten abgelöst. Das ist eine der Revolutionen, die wiederkehren, und zwar unabhängig von den Argumenten, die gerade Mode sind. So erklären sich der Aristokrat unter den Jakobinern und ähnliche Typen, die jeder kennt. Man kann die Zukunft geradezu ablesen an den Themen, mit denen solche Geister, nachdem es schief ging, sich beschäftigen.

Was nun das Bewußtsein des verfehlten Berufes betrifft, unter dem der Zöllner leidet, so frage ich mich seit langem, ob es nicht tiefer hinabreicht, als man denkt, ja, ob es überhaupt in diesem Sinne Verfehltes gibt. Wenn wir die Menschen Kugeln von verschiedenem Kaliber vergleichen wollen, so schüttelt sie das Leben solange durch verschiedene Siebe, bis sie endlich in das Fach rollen, das ihrem Kaliber entspricht. In diesem Sinne kann die Bestimmung, das Schicksal des Menschen darin liegen, in seinem Berufe unglücklich zu sein. Das ist die Leistung, die Aufgabe, die ihm auferlegt, im größeren Plane zugewiesen wird. Daher kommt es, daß wir von all diesen Zechern, die sich abends zum Wein an unseren Tisch setzen und über ihr verfehltes Dasein klagen, das gleiche Lied hören. Da ist der General, der lieber Dichter, und der Dichter, der lieber General geworden wäre, und von denen der eine seine Schlachten, der andere seine Verse verpfuscht — und wenn es umgekehrt gekommen wäre, würde auch nicht mehr herausspringen.

Für die große Begabung gehört der verfehlte Beruf eher zu den günstigen Anfängen, insofern sie, den sozialen Vorhang durchschreitend, an der Freiheit ihr Maß nehmen kann. Das aber ist der Fall des Zöllners nicht. Im Grunde fürchtet der Mensch nichts so sehr wie die Freiheit — daher der Zulauf zu den Zwangsanstalten unserer Zeit.

Illador, 9. Mai 1954.

Die Sonne wärmte schon recht gut. Das Land lag herb und unberührt in ihrem Glänze, in einer Stimmung, die ich nicht anders denn als Inselfrische, Inselfrieden bezeichnen kann. Es ist,

als tauche für Stunden ein Beet der frühesten Gärten empor, in köstlicher Einsamkeit. Das Herz empfindet die Kraft der Strahlen; sie heilen und reinigen die Welt.

Als ich dann an dem stillen Garten vorüberkam, schoß wieder das bissige Hündchen aus ihm hervor. Ich wählte einen anderen Weg zum Strande, an dessen Rändern Legionen von gelben Margueriten und violetten Windenkelchen leuchteten. Wie schon so oft auf solchen Gängen verweilte ich hin und wieder und sah dem Treiben der Blütengäste zu. Diesmal fiel mir besonders die Rolle der Blütenspinne in dieser Welt der Liebes- und Todeskämpfe auf. Die Blütenspinne schmückt sich mit bunten Farben, während ihre Verwandten, die in den Ecken die großen Netze bauen, meist grau und unscheinbar sind. Ihr dienen die Dolden und Blütenpolster als Netz, als Köder, als seidiges Garn. Auf ihnen lauert sie, entweder seitlich verborgen oder unter dem Schaum der Kronblätter verhüllt, mit mörderischer Wachsamkeit. Der schärfste Blick vermag die Tiere nicht von ihrem Prunksitz zu unterscheiden, mit dessen Mustern sie entweder harmonisch verschmelzen oder das sie in kühnem Kontrast vervollständigen. Sie zeigen die Farben der Blütenkronen, etwa das grelle Email der weißen Margueriten oder ein sahniges Cremegelb. Andere ziehen das zarte Grün der Kelchblätter vor. Wieder andere sind herausfordernd gebändert und gestreift, mit halbmondförmigem oder in lange Dornen ausgezogenem Leib. So lauern sie gleich Opferpriestern mit ausgebreiteten Fangarmen, die Staubgefäße nachahmen. Wenn die Blumen- und Schwebefliegen, die Bläulinge und Dukatenfalter und all die anderen geflügelten Festgäste sich auf die bunten Tafeln niederlassen, stürzen sie sich in diese Klammern, die sie sogleich umschließen und ihre Gifthaken einschlagen. Das sind

Reisen von Insel zu Insel, in Glanz und Schrecknissen, wie die Sindbads des Seefahrers. Auch das ist unsere Welt.

Am Abend aß ich mit dem jungen Schuhmacher von nebenan, Erminio. Da Schuhe hier teuer sind, hat er meist Flickarbeit. Wenn ich an seiner fensterlosen Werkstatt vorüberkomme, sehe ich ihn Risse vernähen und Riester aufsetzen. Für Schuhe sagt man hier „crapittas"; das Wort soll spanischen Ursprunges sein. Ich fragte auch nach anderen Wörtern und erfuhr, daß das Kind „pippius" und der Knabe „picciocedduu" heißt, wenn ich recht verstand. Die Eidechse, italienisch lucertola, heißt sardisch"alischestra", und der Schuster fragte mich, ob sie auch bei uns in Deutschland zu Haus sei. Ich konnte das bejahen, mußte aber hinzufügen, daß manchmal das Jahr vergehen könne, ohne daß man eine gesehen hätte, während es hier schwer sei, einen Blick zu tun, der nicht mehrere der Tiere mit einfinge. Sie sind sattgrün mit schwarzperliger Bänderung und müssen Feinde haben, da ihnen oft die Schwanzspitze fehlt. Aber wo eine Art in solcher Menge auftaucht, ist immer ein Schwarm von Jägern hinter ihr her, wie die Haie hinter den Heringen.

Wir sprachen auch über den Kindersegen auf der Insel, die razza prolifica. Der Wirt, Signor Carlino, ließ sich dabei einen logischen Kurzschluß Zuschulden kommen; er meinte nämlich, daß der Mangel an elektrischem Licht für die vielen Kinder verantwortlich sei. Man ginge zu früh ins Bett, würde sich langweilen, und den Rest des Satzes ergänzte er, indem er die Hände auf- und zuklappte. Ohne Zweifel wird auch, wenn die Promethiden hier ihres Amtes gewaltet und den Anschluß gelegt haben, die Geburtenzif-

fer absinken. Das hängt aber mit einem anderen Licht zusammen als dem elektrischen.

Den Flickschuster möchte ich zu den primitiven Revolutionären zählen; in solchem Zustand begehrt man wie der Junghirsch gegen die Zucht der Kapitalen auf. Am Nachmittag begegnete er mir mit seiner Kusine und faßte sie, als sie vorbeikamen, unter den Arm. Das ist hier ungewöhnlich, und beiden war das Wagnis anzusehen. Nach Tisch ließ er mich einen Blick in seine Geldbörse tun, um mir zu zeigen, was man als aufgeweckter Geist da mit sich führt.

Illador, 10. Mai 1954.

Wenn man Vögel beobachten will, soll man ihnen nicht nachjagen, sondern hübsch stillhalten. Dann kommen sie von selbst. Ich hatte mir in dieser Absicht einen Mandelgarten ausgesucht, der von Akazienbüschen umfriedet war. Aus ihrem Laubgefieder ragte ein bleiches Gesperre fußlanger Dornen auf. Das ist für Würger und Heckenvögel ein Paradies. Andere Arten strichen zwischen den Baumkronen dahin.

Während ich, in der Sonne behaglich auf einem Steine sitzend, ihr Spiel verfolgte, sah ich eine Schafherde vorbeitreiben. Die Glöckchen klingelten; Staub wehte von dem schon dürren Hange auf. Die Tiere hatten schmale, geschnitzte Köpfe und trugen ihren Behang wie Mäntelchen. An ihrer Spitze schritt der Schafbock mit geripptem, gewundenem Gehörn. Der

Hirte hatte ihm die lederne Bockschürze vorgebunden, damit er die Schafe nicht besprang.

Es war ein uraltes Bild, wie sie so läutend und dünnbeinig vorbeidrängten. Ein Mutterschaf folgte, denn das Lämmchen, das es führte, konnte nicht Schritt halten. Es war noch rosig, als ob es eben erstgeboren wäre, und hielt sich immer so dicht an der Mutter, daß es sie mit seinem winzigen Schwänzchen fühlen konnte; da war es in Sicherheit. Zuweilen rastete die Mutter und drückte es mit dem Kopfe eng an sich. Ein rührendes Bild — ja, aber auch von gewaltiger Kraft. Hier offenbart sich, was die Atome bindet und Sonne, Monde und Planeten zusammenhält.

Wie der Hirt in der Ferne sang und die Herde vorbeizog: das ist wirkliche, bleibende Macht, und der Hirt wird die Herde einst auch über unsere Städte dahintreiben.

Illador, 11. Mai 1954.

Obwohl ich weiß, wie die *Vision* sich von den Träumen unterscheidet, kann ich es schwer ausdrücken. Es ist schon physisch kein Zweifel an der Rangordnung der Bilder und ihres Zwanges, weil das Blut sich dem Punkte nähert, an dem es im luftleeren Räume zu sieden beginnt, und ihn auch erreicht.

Man kann in die Vision aus dem Traum eintreten, aber auch aus dem Wachsein, und in beiden Fällen nehmen die Bilder an Macht und Klarheit zu. Wenn man aus dem Traum in die Vision übertritt, kann man erwachen und doch in ihr verbleiben wie unter einer Glocke, die Schlaf *und* Wachsein überdeckt. Das zeugt für ein Drittes und Anderes.

Heut nacht hatte ich drei dieser Bilder: „An der Rückseite des Palastes“, „Wiedersehen mit einer verstorbenen Freundin“ und „Heraufziehendes Unwetter“; doch nur das erste eignet sich zur Aufzeichnung.

Es begann mit dem Vorbeistreichen von zwei „Sultanshühnern“ — sie waren groß, schimmernd blau, die Flügel goldbraun wie Fayencen aus dem maurischen Spanien. Halb laufend, halb fliegend zogen sie an mir vorüber, um in einer alten Pforte zu verschwinden, die eine gezinnte Mauer durchbrach.

Die Vögel waren so herrlich, so überirdisch leuchtend, daß ich sogleich ihre Spur aufnahm. Als ich jedoch die Pforte durchschreiten wollte, hemmte mich der Kadaver eines mächtigen Pfauhahns, der auf dem Rücken lag, die grauen Krallen gekrümmt emporstreckend. Er ruhte auf seiner Schleppe wie auf einem juwelengeschmückten Leichentuch. Schon breitete sich Dunst der Verwesung darum aus. Ich blieb vor ihm stehen, und vor der leeren Pforte; die Einsamkeit war groß. Ich wußte, daß ich auf der Gartenseite des Palastes stand und dort belauscht hatte, was mich erwartete, wenn ich das hohe Portal der Front durchschreiten würde: Schönheit und Untergang. Das war verbotene Jagd.

Doch Worte schildern nicht die unmittelbare Pracht und Klarheit des Eintrittes in den Bereich. Ich zündete die Kerze an und wußte sogleich, was vorgegangen war. Die Überlegung, ob ich etwas gegessen hätte, das Drogencharakter besaß, war eine Ausflucht; mir fiel nur die Raute ein, von der ich hin und wieder ein Stengelchen zu kauen pflege, wenn ich die Pflanze in der Macchia antreffe. Wahrscheinlicher ist, daß die Wanderung durch kahle, südliche Klippentäler den Sinn verändert, wie ich es manchmal erfuhr. Da wird auch das sonst Unsichtbare pla-

stischer. Ich löschte das Licht; ein neuer Schub von Bildern kündete sich an.

*

Bei Sonnenaufgang war ich unterwegs. An diesen Küsten empfiehlt es sich, die mittelalterlichen Türme aufzusuchen, die auf den Vorgebirgen errichtet sind. Sie säumen alle christlichen Länder und Inseln des Mittelmeeres. Auch hier liegt eines dieser Werke im näheren Umkreis; es leuchtet weithin von einer mit Macchia überwachsenen Klippe und erinnert in seiner Form, die sich von einem Sockel aufschwingt und mit einer gekerbten Zinne abschließt, an den weißen Turm eines Schachspieles. Es wird nach seinen Erbauern als Torre Pisano oder nach der Gefahr, die es zu bannen hatte, als Sarazenenturm bezeichnet, und immer noch wittert ein Hauch von nackter Macht, von bleicher Wachsamkeit um sein ausgeglühtes Gestein. Diese Festen sind an Punkten errichtet, von denen man das Meer und seine Buchten besonders deutlich überblicken kann. Das war ihre Aufgabe, und daher kommen sie noch heute den Reisenden zugut.

Ich begab mich dorthin, indem ich auf dem schmalen Streifen entlangschritt, der Meer und Lagune trennt. Der Strand war blendend weiß. Das Band, das die Woge bespülte, war mit zarten Rosastreifen überzeichnet, die sich zu Mustern anordneten. Es waren Netze, Lineamente von großer Harmonie. Jede Woge wischte sie hinweg, und jede folgende schuf einen neuen Entwurf. Ob solche unerhörte Verschwendung von Kompositionen sich vollzieht, ohne daß sie ein Auge genießt, sich ein Bewußtsein ihrer freut?

Und woraus bestanden diese feinen Schriftzüge? Ich nahm ein wenig Sand auf und erkannte, daß es sich um Körner zermahlener Herzmuscheln handelte, die leichter als der Meerkies wogen und sich daher auch anders anlagerten. Der Unterschied der Farbe machte den Vorgang den Augen offenbar. Herzmuschelstaub. Mit Rosentinte schrieb er seine Botschaft ein. Das schien mir wunderbar.

Ein Wunder ist auch die Herzmuschel selbst. Sie taucht schon in den ältesten Schichten der belebten Erde auf, und heute noch sind alle Meere von ihr besiedelt, alle Küsten mit ihren Schalen bestreut. Ein großer Wurf wird ohne Unterlaß und ohne Grenzen wiederholt, und wir erraten die Absicht nicht. Ein Schöpfungszeichen wird nicht müde, uns durch stete Wiederholung zu erinnern, indem es sich an unsere Sinne und unser Sinnen wendet, wie oft wir es auch achtlos in den Staub treten.

Was überrascht, bestürzt denn an dieser Herzmuschelform, an dieser Bildung, die jeder kennt? Zunächst schon, daß so ein Formen wunder von einem formlosen Leib geschaffen werden kann, und doch nur ein Totes ist, das er als seine Hülle, zu seinem Schütze ausscheidet. Ein wenig Schleim, ein wenig Gallert prägt solche Münzen aus. Wir müssen sie in Zahlung nehmen als Anweisung auf Schatz- und Prägekammern, die unseren Augen verschlossen sind.

Sodann ist zu bewundern das Auskristallisierte, das Maß an mathematischem Bewußtsein, das sich hier offenbart. Ein unsichtbarer Taktstock wird erhoben, und ein Fingerhut voll Kalksteinmolekülen ordnet sich zu Motiven, denen die Woge das Muster gibt. Man sieht die Welle strahlig niederstürzen, sieht ihre Rundungen und Kämme, die Rippen und Riffelungen, die sie im Sande hinterläßt.

Die Form scheint einfach, als ob ein Kind sie erdacht hätte. Doch wird kein Rechenmeister jemals ihre Formel ausrechnen. Sein Geist wird auf die Meditation verwiesen: köstliche Asymmetrien heben ihn über die Angeln von Maß und Zahl hinaus. Er sieht sich dem Unberechenbaren gegenüber, dem Hauch von Liebeszauber unserer Erde und ihrem frühen Glänze, von Aphrodites Schimmer, der aus der Rundung bricht. Es gibt Völker, die Muscheln als Geld haben. Im Grunde ist eine solche Herzmuschelschale ganz unschätzbar: sie könnte zum Eintritt in höhere Welten, in Sonnen berechtigen. Der Wandersmann von unserer Erde weist sie als seine Pilgermuschel, als Hieroglyphe vor. Der Wächter am Flammentore sieht, zu welch erhabener Bildung der Staub auf diesem Sterne fähig war. Es leuchtet Unsterbliches an ihm. Er gibt sein Zeichen: die Muschel verwandelt sich in Glut, in Licht, in reine Strahlung; das Tor springt auf.

*

Mit solchen Gedanken beschäftigt, stieg ich auf den verwachsenen Pfaden zum Turm empor. Das Mauerwerk war gut erhalten und zum größten Teil noch mit einem glasharten Mörtel bedeckt. Es zeigte Schlitze und Schießscharten, doch weder Fenster noch Tür. Die Besatzung mußte die Zinnen also durch Leitern bestiegen haben, die sie dann einzog, oder durch Strickleitern. Die taktische Bedeutung dieser Türme war die von Auslugen. Wenn Barbareskenschiffe sich näherten, wurde Feuer entzündet und Lärm gemacht. Es handelte sich um Handstreiche von Seeräubern, die auf Beute und Sklaven abzielten. Sie mußten überraschend kommen und verschwinden, ehe sich die Landwehr zusammenzog. Ein solcher Turm stand im verlore-

nen Felde, doch konnte er wohl eine kurze Belagerung aushaken. Immerhin war es ein Posten für Herzhafte.

An diesen Rändern zwischen Abend- und Morgenland mußte man immer wachsam, stets auf dem Posten sein. Es herrschte, auch abgesehen von den großen Heereszügen, immerwährende Unsicherheit, uneingeschränktes Recht des Stärkeren. Zugleich waren es Ränder des historischen Bewußtseins — daher hat, wenn man auf solchen Horsten weilt, die Phantasie Spielraum; und noch immer wird die Schönheit des Landes durch einen Rest von Schrecken grundiert, wie ein Gefühl des Schwindels die Höhe unterstreicht. Wenn man in der Literatur auf Quellen stößt, die verraten, was da im Einzelnen gespielt wurde, so ist das ein Glücksfall — als solcher ist zu werten, daß die Erinnerungen des spanischen Hauptmanns Contreras erhalten geblieben sind, der, während man in Europa mit dem Dreißigjährigen Kriege beschäftigt war, hier Kaperschiffe befehligte und seinerseits von Malta, Palermo und Genua aus die türkischen, algerischen und marokkanischen Küsten brandschatzte, wobei er auch die Inseln nicht vergaß. Der Großtürke hatte geschworen, ihn zu schinden und auszustopfen, wenn er in seine Hände fiel.

Über dem Gemäuer flatterte ein Falke, den ich aufgescheucht hatte, und tief unten kreisten weiße Punkte: ein Möwenschwarm über der veilchenfarbenen Flut. Die Schreie drangen hungrig herauf, wie Klagen von Raubtieren, aber auch melancholisch, als ob die Einöde sich eine Frage stellte und in der Schwebe ließe: die Schicksalsfrage, der nur das Echo Antwort gibt.

Der Blick umfaßte das Meer und die Berge und dazwischen das bebaute Land mit seinen Feldern und Fruchtgärten. Wie oft mochten Verteidiger und Angreifer von dieser Warte aus das

Land mit Raubvogelaugen durchspäht haben. Auf diesen südlichen Meerestürmen erscheinen die Machtfragen geprägter, berechenbarer als in unseren Nordländern. Sie stellen vor ein klares „Entweder-Oder“, dulden kein „Sowohl-Alsauch“. Kein Hamlet träumt auf diesen Zinnen, kein König von Thule, kein ossianischer Geist.

Beim Abstieg stieß ich auf ein Fischerboot, das in der Bucht schaukelte. Es waren aber nicht Fischer, die dort mit dem Sehrohr den Grund erforschten, sondern Granitarbeiter aus einem nahen Steinbruche. Sie feierten „festa“, wie sie mir mit aufmunternden Gebärden zu verstehen gaben, machten sich also einen freien Tag — aber es war offensichtlich ein Fest, das die eigene Lebensfreude, die gute Laune zu bestreiten hatte, gemeinsam mit der Sonne, in der sie die halbnackten Körper räkelten. Sonst war kein Aufgebot zu sehen, weder Tabak noch Wein. Nur ein paar Handvoll gekochter Bohnen und ein Weißbrot waren da. Ich mußte mich daran beteiligen.

Dabei entspann sich eine Unterhaltung nach dem Muster, das sich überall in Europa entwickelt, wo sich Männer begegnen, die um die Jahrhundertwende geboren sind. Man wird gefragt, ob man im ersten oder zweiten Weltkrieg, vielleicht gar in beiden mitgefochten hat, ob man verwundet wurde, den Vater oder den Sohn verloren hat. Die Namen der großen Schicksalsstätten tauchen auf — Somme, Flandern, Isonzo, Stalingrad. Dabei enthüllt sich, daß man im eigenen Schicksal am Handeln und Leiden großer Figuren teilgenommen hat, die einst vielleicht ein Dichter aus dem Namenlosen beschwören und erlösen wird, in höherer Erinnerung.

In solchen Kumpaneien gibt es immer einen Anführer, der meist auch Vorarbeiter ist. Hier hieß er Angelo Puddu und

wurde von seinen Kameraden „Il Mandarino“ genannt. Im Kriege war er nach Ungarn kommandiert gewesen, um für sein Regiment Pferde zuzureiten — die Kameraden sparten, als er davon erzählte, nicht an Scherzen, auf die er mit kurzen Sentenzen einging, wie etwa: „Eine gute Stute braucht keinen Sporn.“ Leute wie dieser haben immer einen besonderen Posten und kommen durch die Welt. Sie sind auch wirtlich und werden meist gute Köche sein. „Mandarino sta bene“, meinte einer von den Ruderern, die das Boot mit leichten Schlägen in der Dünung hielten, und Mandarino lachte dazu. Hier ist ihm die Aufsicht über ein verlassenes Granitwerk anvertraut, das unterhalb des Turmes liegt. Das gibt ihm freie Wohnung im leeren Verwaltungsgebäude und einige Soldi extra, auch Muße, mit der Flinte den wilden Kaninchen der Macchia und mit dem Netze den Fischen nachzustellen, die vor seiner Türe im Meer schwimmen.

Der Rückweg führte durch die hohen Felder, die immer ganz einsam sind. Am Abend saß ich mit den üblichen Konviven beim Wein. Wir sprachen über Politik. Sie kennen von Deutschen Wilhelm II., „Indenburgo“, „Itler“ und Rommel, der Zöllner außerdem Goethe, Mozart und Beethoven. Das Gespräch kam auf die Ermordung Mussolinis; ich konnte dazu sagen, daß man die schaurigen Mailänder Photographien Hitler kurz vor seinem Ende gezeigt und daß der Anblick ihn in dem Entschluß, Hand an sich zu legen, bestärkt habe. Als ich dabei die Ansicht äußerte, daß in solchen Lagen der Selbstmord als der letzte freie Ausweg vorzuziehen sei, stieß ich zu meinem Erstaunen auf allgemeinen, lebhaften Widerspruch. Man müsse kämpfen mit allen Mitteln, auch sich verstellen, verkleiden, zu fliehen versuchen bis zum letzten Augenblick, kurzum sich

niemals aufgeben. Es sei viel löblicher, sich ermorden zu lassen, wenn auch auf grausamste Art.

Das ist das alte, vorstoische Maß.

Illador, 12. Mai 1954.

Beim Rundblick vom Sarazenenturme war mir gestern eine Ruine aufgefallen, die von den Einwohnern als „Castello turco“ bezeichnet wird. Sie suchte ich heute auf. Eine Meeresklippe trug das einst wehrhafte, nun seit langem verfallene Schloß. Ich stand in seiner Halle, die dem Himmel geöffnet war und über der ein Falke flatterte.

Wer ging durch diese Tore aus und ein? Wer hat in diesen Sälen getafelt, während die Musikanten aufspielten? Wie war die Gründung, die Blütezeit, der Untergang der Meeresburg? Wurde sie durch Gewalt gebrochen oder bröckelte allmählich, wie ihr Gestein, das Ansehen der Herrschaft ab? Das sind Gedanken, die uns um so mehr beschäftigen, um so mehr ansprechen, je dunkler die Kunde ist. Wir fühlen sie an solchen Orten wie Schwingen die Stirn berühren — Schmerz, ewig ungestillte Sehnsucht steckt hinter der historischen Leidenschaft.

Doch Schönheit ist immer um diese alten Trümmer, und man fragt sich, ob unsere Bauten, verglichen mit denen fast aller Vergangenheiten, eigentlich notwendig so häßlich sind? Wir können diese Häßlichkeit nicht abstreiten und müßten, wenn wir zum Vergleich herausgefordert würden, mit anderen Zeugnissen aufwarten als mit den Bauwerken. Bei uns ist alles Mittel und wenig Einrichtung. Daher ändert sich das Verhältnis, wo die Dynamik die Formenwelt bestimmt. Hier tritt die

Offenbarung mathematischer Geheimnisse hinzu, die auf den Geist wirkt wie der Anblick der nackten Schönheit auf die Sinnlichkeit. Hinter den raumbezwingenden Mitteln ahnt der Blick den raumbezwingenden Geist. Er funkelt, spiegelt sich in ihnen wie in Achilles' ehernem Schild.

Seltsam ist dieses Nebeneinander zwischen statischem Unvermögen und dynamischer Meisterschaft. Man kann es oft im Spielraum weniger Minuten beobachten, im Ausblick auf eine unserer grauen Städte, in denen jede Straße, jedes Haus das Auge kränkt. Wie ändert sich das mit der Dunkelheit. Die Bauten verschwinden, sie werden durch Lichter ausgelöscht. Die Straßen und Plätze verwandeln sich in Ketten und Bänder von Lichtern, in Lichtbüschel und bunte Umschwünge. Wie Strahlen eines Sternes breiten sich Rollbahnen und Schienenstränge aus und leuchtet das Gestöber der Flugplätze. In dieser Verwandlung liegt zugleich Befreiung; wir treten in die Welt der Spiele und Tänze ein. Wenn ferne Ahnen zu uns kämen: das könnten wir vorzeigen, als Vision, als Röntgenbild uns selbst verborgener Absichten.

Die Grundmauern des Schlosses stehen auf granitenen Bänken, die das Meer bespült. Wie Lineale sind schwarze Bänder in sie eingezogen; ich nehme an, daß ihretwegen das Vorgebirge den Namen des „Capo Carbonaro" führt. Es handelt sich aber offensichtlich nicht um Kohle, sondern um ein glattes, vulkanisches Gestein von großer Schwere, das sich in Schichten auf den Fels ergossen hat. Spätere Verwerfungen haben sie senkrecht gestellt.

Auch der Rückweg führte durch lange Strecken über den blanken Granit, der hin und wieder durch Kristallbänder geschnitten wird. Das Gestein hat die Farbe von „Pfeffer und

Salz“; es blendet im Schliff. Bänke von außerordentlicher Härte wechseln mit Stellen, an denen der Fels zerbröckelt ist. Es kann sich dabei nicht um Folgen der Witterung handeln, da keine Übergänge zu sehen sind, sondern um Qualitäten von Anfang an. Man könnte sich vorstellen, daß es in dem großen Schmortopf Stellen gegeben hat, an denen das Urgestein „verkocht“ worden ist. Diesen verbröckelten Stellen fehlt der Schimmer; das Auge wird unzufrieden, wenn es auf sie blickt. Indem ich das dachte, sah ich eine Eidechse, die sich auf der Glätte wie auf einer Rennbahn fortgeschnellt hatte, ins Straucheln kommen, als sie auf den Grus geriet. Das Mißbehagen steckt tief in der Materie.

Auf der vom Meere abgewandten Seite der Lagune machte ich Rast auf einer Weide, die mit hohen, fenchelartigen Stauden bestanden war. Während ich eine davon in mein Taschenbuch abzeichnete, tauchte aus einer Opuntienhecke ein alter Mann auf, der dort seine Kühe weidete. Er fragte mich nach dem Sinne meiner Beschäftigung und beantwortete seine Frage gleich selbst und ganz treffend: „e per conoscere la specialità?“ Darauf fragte ich ihn, ob er den Namen der Pflanze kenne, und hörte, daß er sie als „fe-urra“ bezeichnete. Es handelte sich also, wie ich vermutet hatte, um eine Ferula-Art. Er fügte hinzu, daß sie „non buono per i cristiani“ sei, also giftig, was auch aus der Art, in der sie das Weidevieh ausgespart hatte, zu schließen war.

Der Hirte hatte am ersten Weltkrieg teilgenommen und war bei Udine verwundet worden, im zweiten Weltkrieg verlor er den Sohn auf Pantelleria. Immer das gleiche Lied. Er war gelb, kränklich und sprach wie manche alte Leute klagend, doch mehr das Schicksal als die Menschen anklagend. Malaria chronica. Er meinte, im Städtchen gäbe es wenige, die sie *nicht* hät-

ten. Das war mir neu, da sie dort auf meine Frage das bloße Vorkommen der Krankheit abgestritten hatten, und zwar mit dem Eifer, mit dem man sich gegen eine üble Nachrede verwahrt.

In der Tat sind seit drei oder vier Jahren große Anstrengungen zur Bekämpfung der Malaria gemacht worden. An alle Häuser, Ställe, Brunnen und selbst an die Ruinen sind Zeichen der Entseuchungstrupps gemalt. Bis in unsere Tage hinein trug die Insel eine Anzahl der berüchtigtsten Fiebernester Europas, besonders dort, wo die Küsten flach auslaufen und mit mückenausbrütenden „stagni“ gesprenkelt sind. An solchen Sümpfen, an denen auch der Alte seine kümmerliche Schilfhütte errichtet hat, kann man als Mensch nur dahinsiechen. Dagegen sind die Büffel, die er dort weidet, im besten Stande, mächtig und goldbraun wie die Herde des Helios.

Die Malaria stellt auch einen der Gründe, aus denen die Insel vom Strom der Reisenden verschont geblieben ist. Sie faßt die Fremden mit besonderer Schärfe; die alten Reisebeschreibungen erwähnen in Menge jähe Todesfälle von Unvorsichtigen, die sich in die Fiebergründe hineinwagten. Noch späte Auflagen des Baedeker empfehlen die Fenster zu schließen, wenn man durch die Campagna fährt.

Das rührt ein Thema an, mit dem ich mich in der letzten Zeit nicht selten beschäftigte: den elementaren Einschuß in das historische Gewebe und seine musterbildende Kraft. Wir sind ja stets umringt, umschossen von unsichtbaren Fäden und Fadenbahnen, die wir ebenso wenig in ihrem Sinn und ihrer Gefahr erkennen, wie Menschen der vergangenen Jahrhunderte den Tanz der Mücken, die abends aus den Sümpfen die Todeskeime zutrugen. Die Geschichte der großen Krankheiten ist ein Kapi-

tel der Universalhistorie, das nur geahnt werden kann. Wie hat die Malaria die Geschichte einer solchen Insel bestimmt oder mitbestimmt? Ob sie auch an der Verödung des Castello mitwirkte? Sie hat in jedem Falle mitentschieden, ob und wie lange und an welchen Orten die Eroberer Fuß faßten. Bodenständige Seuchen können ein Plus für die Urbevölkerung sein, wie etwa die Syphilis für die Indianer Südamerikas. Eingeschleppte Keime können das Gegenteil bewirken; so wurden die nordamerikanischen Indianer durch Grippen, die für Europäer harmlos waren, dahingerafft. Wir zähmen solche Übel in den Jahrhunderten zu Haustieren. Aber diese Zähmung kostet mehr Menschen als Kriegszüge. Wir steigen aus immer neuen Musterungen auf.

Wenn nun in diesen alten Fiebergründen die neuen Mittel so überraschend die eingesessene Seuche bändigen, wird sich das alte Gesetz bestätigen. Die Ureinwohner werden einer Geißel ledig werden, zugleich wird die Bahn für neue Eroberer frei. Zu ihnen gehören die Reisenden, sodann die Maschinentechnik und das Heer von anspruchsvollen Funktionären, die in ihrem Gefolge auftreten. Man wird dann leben wie überall. Wahrscheinlich besser — ob aber glücklicher, das bleibt eine Streitfrage.

Illador, 13. Mai 1954.

Unruhige Nacht. Wie es Ärzte gibt, die ich nur im Traume konsultiere, so unter den Pariser Metrostationen außer den realen noch solche, die zum Traumregal gehören und dort periodisch auftauchen. Erwachend sann ich darüber nach, warum ich auch

in ihnen Eintritt zahlen muß — das war aber noch eine halb in den Schlaf gehörige Grübelei.

Überhaupt ist die Topographie der Träume aufschlußreich. Wie oft weilt man in Räumen, die inzwischen der Zeit zum Opfer gefallen sind. Ich denke da an Unterstände des ersten Weltkrieges oder an meine kleine Wohnung in der Hannoverschen Altstadt, in der schon Hindenburg als Leutnant gehaust haben soll und die inzwischen von den Bomben ins Universum geblasen ist. Aber im Inneren besteht sie weiter, nicht nur mit den vergilbten Tapeten und der verschossenen Einrichtung, sondern auch mit den Gedanken, Gesprächen, Büchern, die in ihr abgehandelt worden sind. Nächte verbringe ich in ihr, begegne Freunden, die längst gestorben sind. Das ist ein Destillat gelebter Tage, verdichtete Vergangenheit. In solchen Bereichen sind wir stärker als die gesamte Vernichtungswelt, der Unwirklichkeit anhaftet. Wir müssen die Volte wagen, dann finden wir Sicherheit. „Doch im Innern ist's getan."

Beim Aufstehen war der Steinfußboden den nackten Füßen nicht nur nicht zuwider, sondern angenehm. Das gehört zu den Vorzeichen eines Tages, wie man ihn im Süden liebt. Beim Waschen bespritzte ich zur besseren Kühlung die Quadern reichlich, wobei mir eine Anekdote einfiel, die Valeriu Marcu mir erzählt hatte. Er hatte davon einen unerschöpflichen Sack.

Wie jede Arbeit am Sabbat ist den frommen Rabbis auch das Besprengen des Bodens untersagt, was ihnen an Tagen morgenländischer Hitze oft sauer fällt. Sie kennen aber ein probates Mittel, wie man dem abhilft und doch im Gesetze bleibt. Sich gründlich zu waschen ist ja nicht nur gestattet, sondern auch Gebot. Es ist auch nicht verboten, das Waschgeschirr in alle vier Ecken und schließlich auch in die Mitte des Zimmers zu rücken,

um sich dort überall mit Wasser zu begießen und zu besprengen nach Herzenslust. So beginnt der Tag in Andacht, und der Raum bleibt angenehm.

Nach dem Frühstück verabschiedete ich mich von Signora Bonaria, die eifrig den Flur fegte. Sie wird dann meist abgerufen, und oft steht noch abends der Besen neben dem Kehricht traulich im Flur.

Der Tag hielt, was der Morgen versprochen hatte, der die Berge so glasklar hervorzauberte. Ich fand in der Nähe des Castello turco einen schönen Badestrand. Ein runder Felskopf lag so weit draußen, daß hinzuschwimmen nicht gerade ein Wagnis, doch eine Probe war. Dann ließ ich mich inmitten hoher Dünen aus hellstem Quarzsand braten; die Sonne strahlte in ihre Trichter hinein. Da fliegen die nordischen Grillen fort.

Der Rückweg führte durch Opuntienhecken wie zwischen Mauern hindurch. Auf ihrem Grunde hörte ich das Rascheln der durch meine Schritte verscheuchten Tiere; darunter war eine große Schildkröte: horngelb, mit schwarzen Fünfecken auf der Panzerung. Das Tier, italienisch tartaruga, wird von den Sarden „dostoinu“ genannt. Ich erfuhr das von einem Hirten, der mir auch sagte, daß manche diese Tiere rösteten — es wäre aber nicht viel daran.

Illador, 14. Mai 1954.

Am Ausgang nach Cagliari steht eine Gruppe von Ruinen, deren Dächer meist noch erhalten sind. Ich schritt durch die begrünten Innenhöfe, in denen Halden von Mandelschalen in Kompost übergehen. Ein alter Tagelöhner erzählte mir, daß

dort vor Zeiten steinreiche Leute gewohnt hätten, die dann fortzogen. Er wußte das von seinem Großvater. Ich nehme an, daß es mit den Cavourschen Reformen von 1850 zusammenhängt.

Das Verhältnis von Neubauten und Ruinen im Städtchen hat einen vegetativen Zug. Die Häuser zerfallen und wachsen wie Pilze nebeneinander auf. In der Mitte des Ortes steht eine gewaltige Kirche aus dem schönsten Granit. Sie würde für eine Großstadt ausreichen, liegt aber offen wie ein Meeresschiff, da der Bau nur zu doppelter Manneshöhe gediehen und dann verlassen worden ist, als Denkmal einer lebhaften Phantasie, die schnell ergreift, aber vor Schwierigkeiten auch schnell erlahmt. So kommt es zu Ruinen, die nie bewohnt gewesen sind.

Während des Vormittags botanisierte ich am Rio Campus, einem Flüßchen unweit der Stadt, das bereits zu versiegen beginnt. Die grüne Zeit liegt im Dezember und Januar. Hier ragen Bestände von Spanischrohr auf, aus dem ich mir jedesmal, wenn ich vorbeikomme, einen Knotenstock zurechtschneide. In seinen Fahnen verbirgt sich ein Rohrsänger, ein graues, zaunkönniggroßes Geschöpf. Er singt dort sein volles, herrliches Lied. Wie solche Fülle aus einer so winzigen Brust sich lösen kann, bleibt ein Wunder — aber ist dieser Zaubergesang nicht bereits ein Wunder an sich? Da schmelzen die Zweifel wie Schnee in den Schrunden, wenn der Frühlingswind weht.

Auf dem Rückwege sprach mich ein älterer Zöllner an. Er hatte das Ende des Krieges in Leipzig als Gefangener verbracht. Es fällt schwer, in den Wirren der Zeit gleich die Begründung solchen Mißgeschicks zu finden, und daher stellte ich ihm die Frage: „Badoglio?“

Darauf blieb er stehen, sah mir in die Augen, hob die Hände zum Himmel und wiederholte, halb fragend, halb klagend und leidenschaftlich:

„Ba-do-glio?'„

Das war ergreifend, eine der großen Quellen unseres Leidens trat mächtig und namenlos hervor. Ich verstand, was er sagen wollte und durch diesen Ausruf besser sagte als durch viele Worte:

„Ich habe diese schrecklichen Jahre verbracht, zuerst im Kriege und dann in der Gefangenschaft, die Tage voll Zwang und Arbeit und die Nächte voll Hunger und Tränen, und du willst mich dafür mit einem Worte abspeisen, mit einem Namen, der längst die Realität verloren hat. Das sind doch Eintagsfliegen, Zufallsverhängnisse: mein Schmerz ist meine Wirklichkeit.“ Ja, da hatte ich etwas Dummes, etwas, das sie alle sagen, gesagt. Aber er hatte viel besser als durch ebenso dumme Erklärungen, er hatte mit einem Seufzer der gequälten Kreatur geantwortet. Und ich hatte ihn wenigstens, wie vorher den Rohrsänger, *gehört*.

Illador, 15. Mai 1954.

Nach sieben strahlenden Tagen kam heute der erste graue; der Südwind blies. Ich blieb daher in der Nähe der Stadt. Als ich an dem versperrten Garten vorbeikam, schoß wieder das giftige Hündchen hervor.

Abends betrachtete ich von einer Klippe inmitten der Mandelgärten das Meer, das weiße Kronen trug. In der Ferne mühte sich ein Dampfer durch den Gischt. Dann sah ich dem Schwei-

nehirten bei seinem Treiben zu. Das Zentrum seiner Herrschaft war ein Strohhaufen, in dem er wahrscheinlich bei Nacht auch schläft. Zuweilen verfolgte er mit seltsamem Brummen und Grunzen einen seiner Schützlinge, wobei mir auffiel, daß er für jeden eine besondere Tonart bereit hatte. Homer preist bekanntlich den Eumaios vor allen Hirten, und sicher ist diese Hut insofern besonders schwierig, als sie nicht mit dem Herdentriebe rechnen kann, der andere Weidetiere zusammenhält und regierbar macht. Das Schwein geht individuellen Gelüsten nach. Infolgedessen war dieser Hirte auch nicht allein, wie die anderen, oder ließ sich durch einen „Servo“ vertreten, sondern hatte noch ein halbes Dutzend Knaben unter sich, mit denen er die Tiere strategisch umstellt hielt und ihre Durchbruchsversuche in die Fruchtgärten abwehrte. Es gab darunter weiße, schwarze und gescheckte, alle hatten spitze Rüssel und waren infolge der ständigen Bewegung muskulös, obwohl sie ein strammes Bäuchlein wie eine Trommel vorstreckten. Das Fleisch des am Spieß gerösteten Jungschweins wird als höchster sardischer Leckerbissen gerühmt.

Illador, 16. Mai 1954.

Der Scirocco dauert an. Ich badete bei hartem Wellenschlag. Da die Küste von der Steilklippe bis zum zartesten Sandstrand abwechselt, hat man für jeden Seegang einen Badeplatz.

Mittags geriet ich in die „festa“ des Tauchers Orlando, der seinen Geburtstag feierte. Die kleinen Tische wurden zur Tafel zusammengerückt. Signor Carlino machte zugleich den Wirt, den Koch, den Kellner und die komische Person. Er hatte sich

die Backen mit Mehl geweißt und mit roten Flecken bemalt. Als Hauptstück trug er Hühner auf, die er kunstvoll entbeint und prall gefüllt hatte. Er schnitt sie in leckere Scheiben auf und servierte geschmorte Zucchetti dazu. Am Tische saßen die üblichen Konviven, vor allem die Elektrizitätsarbeiter, sodann die Tauchermannschaft und Nando der Kapitän eines winzigen Schiffes, dazu auch Angelo Puddu, der aus seinem Granitbruch gekommen war.

Die Wellen gingen bald hoch; es wurde gegessen, getrunken, gesungen und getanzt — natürlich nur unter Männern, während die Kinder die Nasen an die Scheiben drückten und die Frauen lächelnd durch den Türspalt hineinlugten. Dann wurde es still, und es stieg das Lied vom ,,Duce Benito", das alle mitsangen. Vorher zogen sich die Zöllner die Röcke aus.

Wie meist bei solchen Gelegenheiten begann der Tatendrang zu wachsen: wir bestiegen den Lastwagen der Taucher, fuhren in Schlangenlinien durch die Straßen und warfen Biskuits für die Kinder aus. Die Heiterkeit bemächtigte sich des ganzen Städtchens; an jeder Ecke mußten wir halten und Wein trinken. Das dauerte bis tief in die Nacht.

Illador, 17. Mai 1954.

Wenn man nach solchen Libationen am nächsten Morgen heiter erwacht, so ist das ein Zeichen dafür, daß man guten Wein getrunken hat und auch in guter Gesellschaft war.

Immer noch wehte der scharfe Wind. Ich ging, vom Hündchen angekläfft, am verbotenen Garten vorüber und streckte mich nach dem Bade in den Dünen aus. Vergeblich suchte ich

eine windschattige Stelle; die Sandkörner peitschten im Gebläse wie Nadeln auf die Haut.

Während ich so in der Düne lag, erschien ein schwarzer Ziegenbock mit langem Bart und weidete das Strandgras ab. Etwas Feuriges, Glühendes ging von ihm aus. Ich betrachtete ihn lange, und erst, als er mich fast berührte, erhob ich den Arm. Er stutzte, erleichterte sich und sprang dann behende davon.

Ich hätte kaum bis zwanzig zählen können, als einer der großen Skarabäen, die als gewaltige Flieger den Strand abstreifen, angeschwirrt kam und mit großer Sicherheit neben der Hinterlassenschaft des Ziegenbockes landete. Daß er bei diesem Sturm die Witterung bekommen hatte, deutet auf große Sinnesschärfe hin. Sogleich begann er, mit dem wie eine Säge gezackten Kopfschild ein Stückchen der Beute abzutrennen, das er mit Hilfe der Vorderbeine zu einer Kugel formte, die er sodann, indem er sie mit den ad hoc gebogenen Hinterbeinen umfaßte, rücklings davonrollte. Im Nu war er entschwunden und ließ nur eine schmale Kettenspur im Sande zurück.

Während er noch am Werke war, erschien ein zweiter Skarabäus und rollte bald gleichfalls seine Kugel davon. Ein dritter und vierter folgten; diese gerieten in Streit, wobei sie sich mehrere Male aneinander aufrichteten und auf den Sand warfen. Endlich ließen sie voneinander ab, und jeder drehte seine Kugel für sich. Endlich kam noch ein fünfter, der mit dem vierten verträglich umging und mit ihm die Pille abrollte.

Damit war der Raub beendet, und ich blieb auf dem Schauplatz zurück, indem ich über die Verteilung der Rollen nachdachte. Ich reimte sie mir so zusammen daß es sich um vier befruchtete Weibchen gehandelt haben dürfte, von denen sich das dritte und vierte gestritten hatten, weil die Materie schon spär-

lich geworden war. Zuletzt kam dann noch ein Männchen dazu und half beim verdienstvollen Werk.

Der Skarabäus gehört zu den Tieren, die sich auf den Hinterbeinen aufrichten wie etwa der Frosch, der Hase und der Affe, und an denen der Mensch immer einen besonderen Anteil nimmt, sei es, daß er sie als komisch empfindet oder zu Personen der Fabel macht.

Warum mögen ihn die Ägypter zu ihren heiligen Tieren gezählt haben? Heiligmäßig ist ja sein Wandel, insofern er nicht einmal den Schaden eines Vegetariers anrichtet, sondern sich von den Abfällen der Pflanzenfresser nährt und so zugleich das Revier reinigt. Dann kommt die Brutpflege dazu, das Vergraben der Kugel, das bedeutsame Vorstellungen erwecken mußte inmitten einer Mumien- und Gräberkultur. Beziehungen zum Begräbnis, zur Auferstehung und zur Sonne mit ihren Auf- und Untergängen lagen nahe, wie denn auch das geflügelte Tier gebildet wurde, indem es mit den Vorderbeinen die Sonnenscheibe hält. In dieser Vorstellung liegt ein großer Triumph.

Aber das sind Bruchstück-Betrachtungen, wie wir sie lieben, ist bloße Zurechtlegung. Den Schöpfer überführt man nicht durch Indizien. Die Alten besaßen auch für die Göttlichkeit der Tiere noch das unmittelbare Auge, das keine Begründung braucht. *Die* Fähigkeit ist uns, wenn nicht verloren gegangen, so doch auf wenige Augen und auf den seltenen Augenblick beschränkt. Daher ist unsere Zoologie, unser Wissen von den Tieren heute auch, mit jenem früheren verglichen, minderwertig; es besteht aus einer ungeheuren Menge von Einzelheiten, aus denen wir dürftige und zum Teil unsinnige Schlüsse ziehen.

Illador, 18. Mai 1954.

Über Nacht löste sich der Scirocco in einem warmen Regen; ich blieb daher —während in den Bergschluchten Wolken brauten — um Briefe zu schreiben und Ausbeuten zu sichten, in der Camera. Kaum war indessen der letzte Tropfen gefallen, als sich ein junger Fischer namens Daniele einfand und darauf bestand, daß ich ihn zu Angelo begleitete, der mich im Granitbruch zu einer Fischsuppe erwartete.

Ich legte meine Papiere beiseite und ging mit. Unterwegs kaufte ich noch Brot, Zigaretten und Wein. Daniele verstaute alles in einen flachen, aus Rohr geflochtenen Korb und setzte, nachdem er ein Polster untergelegt hatte, die Last auf seinen Kopf.

Wir ließen das Kastell zur Rechten und umgingen den Berg, der den Sarazenenturm trägt. Dabei unterhielten wir uns über die Fischzüge und ihre Ausbeute. Sie wird im Ort verkauft und bei reicheren Fängen nach Cagliari auf den Markt gebracht. Der Erlös scheint wie meist bei Fischern, gerade aufzugehen. Auch muß die Mutter in Cagliari unterstützt werden. Als ich ihn nach dem Vater fragte, verfinsterte sich sein Gesicht: „Non ho padre“ — da hatte ich einen Schnitzer gemacht. Man soll eben nichts als selbstverständlich voraussetzen.

Unser Ziel war das rotbraune Gebäude des Granitwerkes auf der Seeseite des Turmes; es lag inmitten verwitterter Schuppen und verlassener Steinbrüche. Angelo war bereits in der Küche tätig; das Wasser brodelte. Er zeigte mir die Fische, die sich noch bewegten: eine kleine Sepia, zwei rote Felsenfische, die er „vacca“ nannte und die auch dem Provençalen als „Rascasse“ für seine Bouillabaisse unentbehrlich sind, da sie den eigentli-

chen „Fond“ schaffen. Sie stehen daher auch im Fahrplan an erster Stelle, denn sie müssen verkocht werden. Außerdem hatte er fünf andere Sorten, darunter eine zartrot gestreifte Triglie und einen Papageifisch — er nannte ihn „papacocciula“.

Wir berieten, ob wir die Triglie braten sollten, entschlossen uns dann aber, sie auch in die Suppe zu tun. Dann ging ich baden, und das Mahl war bereit, als ich wiederkam. Am Tische saßen außer Angelo und Daniele noch ein anderer Fischer, Giuseppe, und ein halbwilder Hirte, der ein Lamm gebracht hatte. Das sollte den zweiten Gang bilden, und es waren vor der Tür schon Vorbereitungen getroffen, es auf sardische Art zu rösten, das heißt, am mannslangen Spieß, an dem sie die Stücke aufreihten. Dann wurde ein Feuer aus trockenem Macchia-Gebüsch entfacht, dessen Flamme steil, fast unsichtbar, emporloderte. Es blieb ein glühender, mit weißer Asche bedeckter Hügel zurück. Der Spieß wurde seitwärts davon auf zwei Steine gelegt und, während wir tafelten, hin und wieder gedreht.

Die Suppe war vorzüglich, obwohl ich zunächst den Safran vermißte, aber Angelo nannte das eine weichliche Kost und meinte, daß sie nur mit Pfeffer, „con pepe“ und nicht „con zafferano“ für Männer passend sei. Dazu tranken wir den roten Wein und tunkten das Brot ein, und es kam vor, daß einer der Tischgenossen in der Begeisterung mit dem Löffel in die Schüssel fuhr. Angelo wachte über die Tischsitten. Er sagte zu Daniele: „Wenn du mit einem Signore ißt, darfst du die Gräten nicht unter den Tisch werfen.“ Er sagte ferner: „Daniele, wenn du mit einem Signore ißt, darfst du nicht mit der Hand in das Salz greifen. Du nimmst es mit der Messerspitze heraus und kannst es dann in die Suppe streuen.“ Daniele befolgte die Ermahnung, aber verwechselte die Tempi, indem er zuerst in das Salzfaß

griff und dann die Messerspitze auffüllte. Das rief ein homerisches Gelächter hervor.

Inzwischen war das Lamm schön gar geworden, goldgelb in den Beugen und goldbraun auf den Wölbungen. Es gehört zum Besten, was die sardische Küche zu bieten hat; ich mußte es bestätigen. Man zerpflückt es wie es vom Spieße kommt, mit den Händen und ißt Brot dazu. Schichten von zartestem Fleische und mildem Fett wechseln ab; man sitzt beim uralten Göttermahle, mit dem keine Kochkunst der Neueren wetteifern kann, und zu dem die Salzwiesen am Meere und die würzigen Bergweiden beitragen. Wir schlossen es mit schwarzem Kaffee ab, um sodann mit Danieles und Giuseppes Barke zwischen den Klippen zu rudern, wobei wir den Grund nach Tieren absuchten. Das Sehrohr, dessen wir uns dabei bedienten, bestand aus einem verrosteten Benzinkanister, in den eine Glasscheibe eingekittet war. Man umfaßt es mit dem linken Arme und hält in der Rechten den Dreizack, während das Boot langsam über den Grund getrieben wird.

Das Boot und die Netze waren der einzige Besitz der beiden Jungen und auch ihr Obdach, denn ich erfuhr, daß sie darin übernachten, indem sie sich mit dem Segel zudecken. Unter den Gegenständen fiel mir ein auf eine Korktafel gestecktes Glöckchen auf. Es wird an den für die Nacht gestellten Netzen befestigt und läutet, wenn der Schwimmer sich mit den Wellen bewegt.

Wir landeten an dem verlassenen Granitbruch, den Angelo bewacht. Der Stein leuchtete im hellsten Quarzglanz, aus dem schwarze Schuppen schimmerten. Auf einige Entfernung gewann er einen grünlichen Stich. Es gibt noch eine feiner gescheckte Sorte, die grau erscheint.

Der Granit ist von sehr festem Gefüge; ich sah ihn nicht nur zu Quadern, Blöcken und Platten, sondern auch zu langen und dünnen Stangen geformt, an denen man die Reben zieht. Um die Jahrhundertwende wurden große Mengen zum Ausbau des Hafens von Malta ausgeführt. Das war hier die Blütezeit. Ein gleichfalls verlassener, aus dem Granitschutt aufgeführter Kai diente den Schiffen zum Anlegen.

Heute werden nur noch Gelegenheitsarbeiten, etwa Hausteine für einen örtlichen Bau oder Einzelstücke besorgt. Angelo zeigte mir einen Haufen von Pflastersteinen, die er gebrochen hatte, und führte mich dann vor zwei gewaltige Granitscheiben: Mahlsteine für eine Ölmühle. Sie mußten viele Zentner wiegen, denn ihr Durchmesser war so, daß man ihn kaum klaftern konnte, und sie waren drei Handbreiten stark. Besonders erstaunte mich, daß Angelo an ihnen nur mit einem Hammer, einem Meißel und einer Meßschnur arbeitete, und doch mit größter Genauigkeit. Das Werk dauert vier Monate. Angelo setzte sich auf einen der beiden Malmer und tat einige leichte Schläge, um mir es zu veranschaulichen.

Der Anblick des heiteren, halbnackten Mannes an seinem Werkstück in diesem leeren, gleißenden Amphitheater, an dessen Rändern dunkle Feigenbüsche wucherten, hatte etwas Olympisches, und Zeus als Müller fiel mir dabei ein. Als ich ihm meine Bewunderung für seine freie Kunst aussprechen wollte, ließ er mich daran teilnehmen, indem er sagte: „Due artisti“ und dabei auf sich und mich deutete.

Das brachte mich auf den Gedanken, ob ich nicht im nächsten Jahre in sein verlassenes Haus ziehen sollte um dort zu arbeiten. Die Frau könnte für uns kochen und das Meer bespült fast die Türschwelle. Das ist noch einer der Plätze, an denen man

dem Mittelmeer in die Eingeweide sieht, und wie man deren natürlich zahllose findet, wenn man die Straßen der Reisenden verläßt. Angelo begrüßte diesen Einfall, und ich warf, als Opfer für die Wiederkunft, ein Kupferstück in das Meer, dessen Farbe über den Granitbänken ein köstliches Blaßgrün annimmt, in dem man Scharen von Fischen spielen sieht. Da wohnt Gesundheit im innersten Kern.

Mit dem Hirten, der das Lamm gespendet hatte, fuhr ich in den Ort zurück, indem ich hinter ihm auf dem Fahrrad stand. Er hat nur wenige Schafe, die meisten hütet er gegen Lohn. Er schläft in Schilfhütten und besucht zuweilen seine Frau in einem der winzigen Häuschen, die nur aus einem einzigen, fensterlosen Raum bestehen. Das Licht kommt tagsüber durch die Türe und abends aus dem offenen Herd. Zwei Söhne von acht und zehn Jahren vertreten ihn jetzt beim Hüten, während er als „Contadino“ im Taglohn geht. Er kann sie nicht zur Schule schicken, weil sie bei der Herde unentbehrlich sind.

„Das ist nur für reiche Leute“, meint er dazu.

„Bessere Hirten werden sie so.“

„Das ist richtig“, gibt er zu, während wir wieder einen der holprigen Hänge hinabsausen. Im Orte muß ich ihn in seine Hütte begleiten; ich soll dort noch ein Glas Wein trinken. Wir begrüßen seine Gattin, eine hagere Frau, die trotz der Wärme vor dem Kamin an einem Feuerchen sitzt. Das Gesicht hat Größe; in seinen Zügen verbinden sich Klugheit, Tugend und Willenskraft. Dazu kommt hin und wieder ein Lächeln, das weit über ihrem Stande liegt.

Sie schenkt uns Wein ein, und ihr Mann sagt mir, daß sie noch nicht einmal ihren Namen schreiben kann, was von ihr mit charmantem Lächeln bestätigt wird. Jetzt wird mir die Ge-

schlossenheit dieses Wesens deutlicher. Man muß sich erinnern, daß all die frühen Römerinnen, die wir bewundern, ohne Kenntnis der Schrift waren. Sie hatten dieses Opfer des Charakters an die Intelligenz noch nicht gebracht. Wenn man indessen aus Räumen stark verdünnter Substanz und hochgezüchteter Abstraktionen an diese Ränder tritt, an denen der Vorgang noch im Rückstand ist und vielleicht bleiben wird, dann ist es, als ob ein Gitter fiele, und das Herz wird frei.

Illador, 19. Mai 1954,

Wieder kam ich an dem Garten vorbei, und wieder schoß das bissige Hündchen heraus. Da mich allmählich die Frage reizte, warum es so giftig wäre, setzte ich mich auf die Steinbank am Eingange. Dort sprang es in immer engeren Bogen um mich herum. Sein Kläffen aber schien mir gar nicht mehr so böse, eher freudig erwartungsvoll. Ich streckte die Hand aus — da begann es sogleich sich auf den Rücken zu legen und zu wedeln und wurde vor Freude schier toll, als ich es streichelte. Dann lief es in den Garten und kam mit einem winzigen Hündchen wieder, das es am Nacken herbeischleppte. Wie hatte ich es doch verkannt gehabt. Die unverdiente Freude, mit der ein solches Tierchen uns begrüßt, rührt fast noch tiefer als die menschliche, im unmittelbaren Zustrom kosmischer Sympathie.

Während ich mich mit dem Hündchen beschäftigte, trat ein Knabe aus dem Garten, einer von den südlichen Träumern, mit Augen wie aus dunklem, eingelegtem Stein. Ich erfuhr von ihm, daß das Hündchen Giardiniera gerufen würde, die Gärtnerin, weil es in diesem Garten geboren sei. Er selbst heißt Antonino

und ist der Wärter des Gartens, in dem er auch schläft und dessen Eigentümer Signor Rossi ist, einer der Honoratioren des Städtchens, dessen schönes Granithaus mit Cortile ich bereits bewunderte.

Während wir uns so unterhielten, kam auch Signor Rossi heraus und machte die Honneurs. Er sagte, daß ich mich jederzeit in seinem Garten ergehen und von den Früchten essen könne, ob er nun anwesend wäre oder nicht. Heut war es nicht möglich, denn Signora Bonaria erwartete mich zur Fischsuppe, aber ich versprach, daß er mich oft sehen würde.

So war das Sesam gesprochen vor diesem Garten, dessen Anblick mich oft gelockt hatte, wenn ich in der Hitze vorübergeschritten war. Das ist ein kleines Erlebnis, und doch kann man darüber nachdenken, weil in ihm der Zauber eines Eintrittes verborgen liegt, den wir gewinnen, und, leider öfter noch, verabsäumen. Wenn wir uns öffnen, öffnet sich die Welt.

Illador, 20. Mai 1954.

Ein zweiter, ganz verlassener, Granitbruch liegt nahe der Schlangeninsel, von deren einsamem Bergschloß und großer Meeresgrotte mir Daniele erzählt hatte. Ich sah dort gewaltige Säulen im Strandgras liegen und fragte mich, ob sie den Ruin des Werkes oder des Bestellers verewigen. Wie ich am Abend von Signor Rossi hörte, schneiden die Bauern Scheiben von diesen Säulen und höhlen sie zu Viehtränken aus.

Der Badestrand dort war wieder anders, voll hoher, grotesker Felszacken. Die Granitbänke schlossen Becken ein, die reich an

Pflanzen und Tieren waren und die ich mir als Angelplätze vormerkte.

Bevor ich diese aus Granitbuckeln und hohen Monolithen gebildete Halbinsel erreichte, hatte ich einen sumpfigen Bachgrund durchschritten und dort einen bedeutenden Einblick getan. Zwischen den Binsen und Tamariskenbüschen weidete eine Herde der großen rotbraunen Rinder, in denen noch viel Wildblut stecken muß. Vergeblich sah ich mich nach dem Hirten um doch stieß ich an einem Felsen auf seine Wohnung, die mir zu denken gab.

Der Felsblock zeigte eine der kapuzenförmigen Höhlungen, die man auf der Insel so häufig antrifft, daß sie zu ihren Kennzeichen gehören, und die sich zuweilen zu pilzförmigen Bildungen ausrunden. Ich möchte annehmen, daß hier das flüssige Urgestein einst Mineralien überwölbt hat, die dann verwittert sind. Es ist so zu ausgesprochenen Schirmen und Schutzdächern gekommen, und vielleicht fanden hier auch die Nuraghen ihre ersten Ansätze.

Auf dem Boden dieser halboffenen Höhlung hatte der Hirte sein Lager eingerichtet, eine Schicht von Binsen, die kaum den nackten Stein verbarg. In einer kleinen Mulde der Felswand lag eine Handvoll grobes, aus dem Meere gewonnenes Salz. Vor der offenen Seite war eine Feuerstelle, daneben lagen einige in der Asche geröstete Bohnen und ein kleiner Brennvorrat. Das war die Einrichtung.

Ich stand lange davor, mit Ehrfurcht, denn es war die älteste Wohnung, die ich jemals gesehen hatte, und älter kann keine sein. Sie war längst vor den Steinzeithöhlen und Pyramiden, vor Ilions Mauern und Agamemnons Palast. Sie war, ehe an die Nuraghen und Großsteinbauten gedacht wurde. Sie war nicht

nur die erste, sondern ist auch die stärkste; mächtiger als Städte aus Wolkenkratzern und technische Großwunder. Sie ist nicht nur stärker und ehrwürdiger, sondern sie stellt auch eine der großen Fragen, der großen Prüfungen an den Zeitwenden. Zuweilen wird der Mensch im Schicksalzwange aus den Palästen der Geschichte vor diese seine erste Wohnung geführt und gefragt, ob er sie wiedererkennt, ob er ihrer noch gewachsen, ihrer noch würdig ist. Hier wird er gerichtet und ausgerichtet vom Unveränderlichen, das der Geschichte zugrunde liegt.

Der Mensch neigt dazu, dieses Unveränderliche, wie hier den Inbegriff der Wohnung, in die ferne Vergangenheit zu rücken, an seine Anfänge. Das ist ein Augentrug. Es liegt im Mittelpunkt, im Innersten des Waldes, und die Kulturen kreisen darum herum. Demgegenüber liegen die großen Zerstörungsmittel nur am Rand.

Nachmittags kam ich mit zwei jungen Männern ins Gespräch, die in den Mandelgärten Gras schnitten. All diesen Leuten kann man kaum einen größeren Gefallen tun, als sie von der Arbeit abhalten. Ich setzte mich mit auf ihren Wagen, vor dem zwei Ochsen im Joch gingen. Das Joch liegt auf den beiden Nacken und auf der Deichsel, es ist durch Riemen mit den Hörnern verknüpft in uralter, sinnreicher Vorrichtung.

Illador, 22. Mai 1954.

Bei schöner Sonne pilgerte ich zum Granitbruche. Der Stein gleißte im prallen Licht. Wieder bewunderte ich das feine Grün, zu dem das schwarzweiße Muster auf die Entfernung sich vereint. Das könnte an einer Mehrung oder Minderung liegen: in-

dem entweder ein zarter Farbschimmer der Glimmerblättchen sich summiert, oder indem das Weiß ein wenig vom Schwarzen abzieht und ihm so einen Grünstich gibt, ähnlich wie es mit einem alten Gehrock durch den Konsum der Zeit geschieht. Ich mochte mir damit nicht den Kopf zerbrechen, da es hier bessere Zerstreuung gab.

Zunächst waren die Fische zu betrachten, die in großen Schwärmen über dem Abbruch kreisten, der in noch sanfterer Farbe aus dem Wasser leuchtete. Angelos Küchengäste spielten vor der Tür. Sodann war mir ein Rabennest aufgefallen; es war mit groben Ästen auf einen Vorsprung der Granitwand gebaut. Man sah aus ihm drei lange Hälse ragen, die in weit aufgerissene Schnäbel mündeten. Die Hälse waren mit ruppigem Flaum befiedert, doch spärlich, so daß das gierige Fleischrot des Rachens im grellen Lichte durchschimmerte.

Ein Kolkrabennest ist kein alltäglicher Fund. Ich wollte das Idyll von oben beobachten und sehen, was die Alte in diese roten Schlünde steckte, doch die war klüger und hatte sich in Voraussicht solcher Neugier unter den vorgekragten Rand des Felsens angebaut. Dennoch war es ihr unlieb, daß ich da in der Macchia unterhalb des Sarazenenturmes umherkletterte und zuweilen wie ein gotischer Turmdrache mit halbem Leibe über der Klippe hing, um einen Blick in ihren Haushalt zu tun. Sie umflog mich mit knarrender Kolkrabenstimme, und da ich am Morgen wieder an einem Rautenstengel geknabbert hatte, verstand ich, was sie da knarrte und plapperte:

„Du alter Narr, willst dich noch auf den Vogelfang legen — das steht nur Junggesellen zu. Bleib du bei dem Geziefer — das ist ungefährlicher.“ Ich hörte auf den weisen Raben und hatte auch Grund dazu. Der Dr. Bechyné, Kustos des Museums Frey

in Tutzing, in dem er eine halbe Million von Käfern betreut, hatte mir geschrieben, als er von meinen sardischen Plänen hörte, daß gerade dort eine Timarcha hause, die den Gelehrten Kopfzerbrechen macht. Da nun diese Gattung zu den Vorfrühlingstieren zählt, war ich der Meinung gewesen, daß ich ihre Zeit bereits verfehlt hätte. Aber nun sah ich sie zahlreich auf dem hellen Granitgrund, wahrscheinlich in der zweiten Generation, und konnte Zoll für den Doktor einheimsen.

Während dieser Beschäftigung hörte ich eine melodische Stimme, die"Vengaabordo" rief. Es war Nando, der Kapitän des winzigen Schiffes, auf dem er mit seiner Mannschaft vorüberfuhr. Sie holten mich in einem Boot. Wir hatten auf dem Fest verabredet, mit dem Skaphander zu tauchen, doch ging die See zu hoch. So ließ ich mich denn zurückrudern, denn unten im engen Räume drohten schon eine gewaltige Korbflasche und das politische Gespräch.

Vom Rande der Macchia klang Hämmern auf Gestein. Dort mußte Angelo an der Arbeit sein. Bald traf ich ihn in Gesellschaft der Kameraden, mit denen er bei unserer ersten Begegnung im Boot gewesen war. Sie waren damit beschäftigt, Steine für einen Hausbau aufzuspalten, indem sie Findlinge zerkleinerten. Jeder hatte sich bereits einen Stapel von Hausteinen beiseite gelegt. Ich sah Angelo zunächst eine Reihe von kleinen Keilen in den Granitblock eintreiben. Wenn sie festsaßen und eine Naht bildeten, schlug er mit einem Vorschlaghammer auf größere Keile, bis sich der Block spaltete. Zu jedem Schlage gehörte ein tiefes Aufstöhnen.

Ich erkundigte mich nach den Einzelheiten: auf diese Weise kann man am Tage in achtstündiger Arbeit achtzig Steine auf Maß bringen. Der Stein wird mit zwölf Lire bezahlt. Ich rechne-

te aus, daß der Tagesverdienst zwischen zwei und drei Goldmark liegt — ein schweres Brot und gefährlich dazu.

Gleich nebenan war das Bergwerk voller Steine, die aber unter Tabu standen, als Eigentum des Patrons. Auch diese Arbeit an den Findlingen ging nicht von einer Hand in die andere, sondern zwischen Hersteller und Verbraucher hatte sich ein Merkurier eingeschaltet, ein kleiner Dunkler, der auf einer Wespe angeschwebt kam und die Zahl der Steine in sein Notizbuch kritzelte. In meiner Rückständigkeit erwog ich, ob er denn bei dem bescheidenen Umschlag nötig sei. Was hilft es aber den armen Leuten, wenn eines Tages der Merkurier verschwindet und statt seiner ein Uranier anschwebt, vielleicht im Hubschrauber und mit Pistole, die er unverhohlen am Gürtel trägt?

Anstatt darüber nachzudenken, zog ich es vor, Angelo zu engagieren; er sollte für mich das Datum in den Turm meißeln, wie das im Laufe der Zeiten von zahllosen Besuchern geübt worden ist. Wir nahmen Hammer und Meißel und stiegen den Berg hinan, obwohl der Merkurier ein verdrießliches Gesicht machte.

Nachdem Angelo Tag und Initialen in das jahrhundertealte Fremdenbuch gemeißelt hatte, umgingen wir den Turm, und wieder erfreute ich mich, auf seinem Sockel sitzend, der herrlichen Ausblicke, die sich nach allen Seiten aufschließen. Der Wind war angenehm; es wehte eine leichte Brise, die das Gefühl gab, man könne über Berg und Meer dahinschweben.

Das sind Horte der Raubvögel, und in der Tat erblickte ich unter einer der alten Schießscharten den hellen Kalk eines Genistes, der von den Vogelkundigen als „Schmelz“ bezeichnet wird. Ungeachtet der Warnung des weisen Raben äußerte ich den Wunsch, dort einmal hineinzuschauen, den Angelo

sogleich instrumentierte, indem er einige seiner Keile in die Mauer schlug. Er kletterte hinauf und rief „falco“ wie ein Knabe, der etwas Schönes gesehen hat. Ich löste ihn ab und blickte in die Höhlung — dort ruhte auf grober Unterlage ein Gelege von drei blaugrünen Eiern, dahinter stand das zierlich-stolze Falkenweibchen an die Wand gedrückt. Leise stieg ich wieder hinab.

Zuweilen lugen wir, wie hier durch diese Scharte, in die Werkstatt des Universums und ihre Bildungen. Der Anblick eines solchen Wappentieres gibt unmittelbar Gewißheit, daß Macht einer der Schlüssel ist. Aber wie jede Farbe die Gegenfarbe fordert, so ist auch Macht ein Abgeteiltes, das sinnvoll aufleuchtet erst an einem Anderen. Wie soll man dieses Andere nennen — sollte es Schönheit, sollte es Liebe sein? Ich möchte es als das Glück bezeichnen; wenn Macht das männliche Prinzip im Universum, ist Glück das weibliche. Ohne das Zweite, das sie ergänzt und auswiegt, kann Macht sehr häßlich werden, wie wir es in unseren Tagen sehen. Wie Macht ein Schlüssel, so ist Glück ein Aufzuschließendes, ein Schatz, der unerschöpflich auf dem Grunde des Weltalls ruht. Das eben bestätigt die Erscheinung eines solchen Tieres; wir fühlen: es ist nicht nur herrlich, es muß auch glücklich sein. Es muß noch Zugang haben zur ganzen, unaufgeteilten Wirklichkeit der Welt. Daher trägt es die Zeichen dieses Standes; es ist schön, stark und liebeskräftig wie am ersten Tag. Über der Hieroglyphe dieser Landschaft steht es als einer der Punkte, die auf ihr Geheimnis hinweisen.

Ein solches Tier zählt zu den Aussichtspunkten in das Unsichtbare, gibt große Sicherheit. Aus diesem Totem, dieser Verwandtschaft im Seinsgrund lebte eine unmittelbare Kenntnis und Verehrung der Mitgeschöpfe, die längst verlorengegangen

ist. Daher sind wir unfähig, der Ausrottung der wunderbaren Wesen vorzubeugen, die bis auf unsere Tage gekommen sind — trotz oder besser wegen unserer Wissenschaft, die mörderische Züge trägt. Hierher gehört die Massenschlachtung aller großen, schönen und edlen Tiere in unserer Zeit. Den Gipfel dieser Greuel stellt die unbarmherzige Verfolgung der Wale mit Flugzeugen, Radarstrahlen und schwimmenden Fabriken dar. Wunder der Urzeit, Gottes Spielzeuge werden zu Kunstdünger vermählen, zu Seife verkocht. Die Perfektion der Waffen macht auch die Jagd zum mechanischen Akt, zur reinen Liquidation.

Das sind die trübsten Stunden, in denen man befürchtet, daß sich alles in eine Zweigstelle der Schlachthäuser von Chicago oder der Zwangsarbeitslager am Eismeer verwandeln wird. Dann eben fühlt sich das Auge durch den Blick auf einen solchen Falken mit frischem Tau gebadet, durch Zaubertrost gestärkt. *Er lebt* — nicht nur im flüchtigen Gefieder, sondern im Unvergänglichen, für das er zeugt. Nicht nur ein kleines Felstal auf dieser Insel, das Weltall steht hinter ihm. Da ahnt der Geist für eine winzige Sekunde die ideale Werkstatt, die Heimat der Bilder, den Schöpfungsgrund. Dort brennt ein Feuer, das nie verglüht.

*

Das Mittelmeer ist eine große Heimat, ein altes Zuhaus. Ich merke das stärker bei jedem Besuch. Ob es im Kosmos auch Mittelmeere gibt?

Illador, 23. Mai 1954.

Vor dem Strandgange machte ich dem Sindaco in Paßangelegenheiten einen Besuch. Sein Arbeitszimmer ist groß, kahl, mit steinernem Fußboden. Ein langer Tisch und einige Stühle bilden die Einrichtung. Das ist das Muster des südlichen Arbeitsraumes — frei, kühl und von klassischer Nüchternheit. Ich entsann mich bei seinem Anblick des Gespräches mit einem französischen Autor, der gern in nordafrikanischen Städten arbeitet. Bei uns im Norden liegt die Behaglichkeit mehr in den Dingen; das Vorbild ist Doktor Faustens Kabinett.

Wenn man mit romanischen Magistraten zu tun hat, sie in ihren Ämtern und Quästuren aufsucht, fällt etwas auf, das diesem Unterschiede der Einrichtung ähnelt: disponierendes Wesen ohne Umschweife. Ich denke da an Erfahrungen, die ich im zweiter. Weltkriege als Quartiermacher mit französischen Bürgermeistern gemacht habe. Es bleibt für den Germanen immer ein Erlebnis, auf diese dichte politische Substanz zu stoßen, auf die Reserve an konturierten Persönlichkeiten in den Verwaltungszellen der Dörfer und Kleinstädte. Von dort steigen sie auf in die Weltpolitik wie jener Bürgermeister von Montmartre, Clemenceau. Doch auch in der Verteilung sind sie unschätzbar; sie wirken wie ein System von Puffern bei den Katastrophen unserer Zeit.

Das soll nicht besagen, daß die Ordnung dort größer sei. Der Unterschied liegt vielmehr darin, daß sie mehr in den Köpfen als in den Dingen herrscht. Wichtiger als lückenlose Ordnung in den Dingen ist ja, daß Ordnung nach Bedarf gemacht werden kann. Dann kann man sich leisten, daß viel auf sich beruhen bleibt, wie es Signora Bonaria mit ihrem Besen hält. Quieta non

movere, das ist ein gewaltiges Wort. Es gilt auch für den Staub, und darin ruht eine der Quellen des Glückes auf dieser Welt.

Der Anblick solcher Menschen und ihrer Köpfe hat mich stets ergriffen, und oft habe ich mich nach ihrem Geheimnis gefragt. Das ist ein Thema, das weit hinausführt oder tief hineinführt, bis auf die Urbilder. Doch eines der Leitmotive liegt darin, daß man dort mit genauerem Instinkt den amoralischen Charakter der Politik erfaßt. Damit entfällt die unziemliche Verflechtung von Politik und Weltanschauung, die Faselantentum bei den Funktionären zeugt, und im Großen jene Monstra, denen gegenüber Nero ein Waisenknabe bleibt. Wenn Standesbeamte sich in Moralisten verwandeln und, statt zu registrieren — — — —

An dieser Stelle wurden Gang und Gedankengang durch das Hündchen unterbrochen, das mit freudigem Bellen aus Signor Rossis Torweg schoß. Nachdem ich es gebührend gestreichelt hatte, folgte ich ihm in den Garten nach. Dort traf ich Antonino, der im Schatten eines verfallenen Gartenhäuschens träumend auf seinem Lager saß. Das Häuschen war türlos, und das Lager bestand aus einer Pritsche mit einer Pferdedecke; ein Sattel diente als Kopfkissen.

Antonino war damit beschäftigt, ein Eselchen zu überwachen, das neben einer Zisterne im Kreise lief. Die Augen waren ihm mit einem Sack verhangen, während es im Göpelgange ein Wasserrad bediente, dessen Knarren ich oft von draußen gehört hatte. Es tauchte auf uralt morgenländische Weise ein Gebinde tönerner Krüge in einen tiefen Brunnen, die sich mit Wasser füllten, das sie in die Zisterne ausgossen. Bei dieser Melodie, die seit vieltausend Jahren an den Küsten des Mittelmeeres die heißen Monate begleitet und melancholisch die Ohren rädert,

kann man wohl schläfrig werden, doch desto munterer sprang Antonino von seinem Lager, wenn sie stille schwieg. Das Eselchen nämlich machte nur eine bestimmte Zahl von Touren und blieb dann träumend in der Sonne stehen. Das waren zwei Arten von Träumen, die nicht harmonierten, denn nun erwachte der sanfte Knabe und regalierte das Eselchen mit Tritten in das Hinterteil. Dann fing das Geächze von neuem an.

Nachdem ich das Schauspiel eine Weile betrachtet hatte, trat ich, um Signor Rossi zu suchen, in die Tiefe des Gartens ein. Die verschlungenen Wege waren von Zitronen-, Granatapfel-, Mandel- und Feigenbüschen gesäumt. Da ich vor kurzem erst meinen schwäbischen Garten verlassen hatte, konnte ich hier den Vorschuß würdigen, den der Süden gibt. Die Puffbohnen waren bereits geerntet und standen im dürren Laub. Die Kartoffeln waren zum Teil geerntet, während die Zucchini oder Kürbisgurken, die in Signora Bonarias Küche eine so große Rolle spielen, Blüten und Früchte trugen und der Blumenkohl voll ausgebildet war. Die Tomaten waren frisch gesetzt, vertragen aber das Freiland schon im März. Die Luft war von Orangenblütenduft gesättigt und von Gezwitscher belebt.

Um den Besitzer dieser Pracht zu finden, brauchte ich mich nur an das Wasseräderchen zu halten, das aus der Zisterne durch die Beete floß. Ich traf ihn an dessen Ende mit einer halbmondförmigen Hacke an und konnte ein Hauptstück südlicher Gärtnerei studieren, die auf Bewässerung fußt. Das Wasser bestimmt den Bau der Gärten und ihre Eigenart. Während in Flandern, im Regenklima, die Sorge sich auf den Abfluß der Regenmengen richtet, wendet sie sich hier dem Zufluß zu. Dort droht die Fäulnis, hier die Austrocknung. Daher wird dort auf erhöhte und hier in vertiefte Beete gebaut. Die Pflanzen stehen

in einem System von Rinnen, das sinnvoll mit den Hauptadern verbunden ist. Ich sah, wie Signor Rossi mit seiner Hacke dem Zustrom einen kleinen Damm entgegensetzte, dann öffnete er eine der Seitenrippen, auf deren Grund eine Reihe von Salatstauden stand. Nachdem sie sich gefüllt hatte, riegelte er sie ab und versorgte die nächste Rippe auf die gleiche Art. So tränkte er Reihe um Reihe mit Wasser, das langsam auf die Wurzeln sickerte. Eine schwarze, glänzende Schlammschicht blieb zurück. Die große Erquickung der Pflanzen war offensichtlich; sie reckten sich prächtig im starken Licht.

Ich freute mich an der Hantierung, die hurtiger, als ich das Blatt mit Zeilen fülle, vor sich ging. Das Wohlbehagen, mit dem die Pflanzen unseren Dienst belohnen, hat etwas Zauberhaftes; es teilt sich dem Herzen mit. Es ist nicht selten, daß sich der Mensch im Alter ganz der Gärtnerei zuwendet; er nähert sich dem Mysterium der Erde an.

Wir unterhielten uns über Blumen und Früchte; ich hörte, daß Signor Rossi mit dem Wachstum zufrieden ist. So zeigte er mir einen Zitronenbusch, der Knospen, Blüten und Früchte in allen Stadien trug, und sagte mir, daß diese Fülle sich durch die Monate fortsetze. Er trüge „a rotazione“ fügte er hinzu. Nun, das ist eine Form, in der man sich die Rotation gefallen läßt.

Er brachte mich zum Ausgang zurück, indem er mir hier und dort, wie Gärtner lieben, einen besonders dankbaren Baum zeigte. Inzwischen war Antonino eingeschlafen; er hatte das Eselchen durch das Pferdchen ersetzt, auf dem Signor Rossi jeden Morgen zum Garten hinausreitet. Das Pferdchen zog munter und ohne Überwachung seine Kreise, während sich Krug um Krug in die Zisterne ergoß. Ich lobte es, und Signor Rossi sagte:

„Ja, das Pferdchen ist brav; der Asinello ist ein Bösewicht."

Darüber konnte man ja nun verschiedener Ansicht sein. Die beiden illustrierten das Entweder-Oder, vor das man gestellt wird, wenn man in Zwangsherrschaft gerät: entweder schlecht und recht das Soll erfüllen oder sich drücken, sowie man sich ohne Aufsicht fühlt. Es ist noch ein dritter Weg möglich, indem man die Alternative verweigert, aber das führt über die Esel und ihre Betrachtung hinaus.

Signor Rossi hielt es übrigens für nötig, sich wegen der Rückständigkeit der Anlage zu entschuldigen, und fügte hinzu, daß ich vielleicht bereits im nächsten Jahre eine kleine Motorpumpe an ihrer Stelle finden würde, über deren Anschaffung er nachsinne. Das schien ihm am Herzen zu liegen, und ich mochte ihm daher nicht sagen, das dies gerade die Sorte von Rotation ist, der ich in den Ferien ausweiche. Ich begnügte mich daher mit der Bemerkung:

„Dann wird das Eselchen erlöst."

Angesichts seiner freudigen Zustimmung zog ich es vor, den Satz in meinem Inneren zu beenden:

„— — — es wird dann geschlachtet und kommt als Salami auf den Tisch."

Diese Enthaltsamkeit fiel mir um so leichter, als ich mich mit meinem Italienisch auf fortschrittliche Finessen nicht einlassen darf, und das vor allem in Garibaldis engerem Vaterland.

Nachdem wir uns verabschiedet hatten, ging ich zu meinem Badeplatz gegenüber der Schlangeninsel und suchte dabei wieder die Steinzeitgrotte des Büffelhirten auf. Punta Molentis heißt der Ort. Dort schiebt sich eine zerklüftete Granitbank vor, die eine kleine Lagune in sich umschließt. Ich hatte Atemrohr und Maske mitgenommen und schwamm langsam in diesem

flachen Aquarium umher. Dann sprach ich auf der Klippe dem Frühstückskorbe zu, den Signora Bonaria mir gepackt hatte.

Als Nachtisch erquickte mich eine der süßen Limonen aus Signor Rossis Garten, die man Cedri nennt. Sie erreichen das mehrfache Gewicht der gewöhnlichen Zitronen, und eine dicke weiße Schale schließt das Fruchtfleisch ein. Man schneidet sie in dünne Scheiben, die man mit oder ohne Zucker genießen kann. Der Geschmack ist angenehm erfrischend, und ich hatte den Eindruck, daß jene Lebensgeister, denen jede Generation einen anderen Namen gibt und die man heute als Vitamine bezeichnet, in hohem Maße in ihr gespeichert sind. Wir kennen die Früchte nur als Kuchengewürz, in der kandierten Form der Zedrate, aber wahrscheinlich wird man sie eines Tages auch frisch in Massen einführen, wie man es seit einigen Jahrzehnten mit der Pampelmuse tut. Vielleicht beruht es auf ihrer Ähnlichkeit mit der Zitrone, daß das nicht schon seit langem geschehen ist. Das wäre dann ihre Schutzfarbe.

„Wenn sie nun diese Schutzfarbe nicht hätte — dann hätte sie sich wohl schon zu Wäldern ausgedehnt? Hier kann etwas nicht stimmen, entweder bei Darwin oder bei mir."

Doch war ich zu faul, die Panne zu beheben, denn die Sonne brannte mit Macht auf die Granitbank, auf der die Eidechsen sich platteten. Auch zog ein anderes Schauspiel meine Aufmerksamkeit an.

Auf dieser Halbinsel hatten sich wie auf einem Sockel Reste eines früheren Gesteins erhalten, eines weißen Granites, der in Form von hohen Obelisken ausgewittert war. Löcher und Höhlen, die Sonne und Salzluft in Jahrhunderten hineingefressen hatten, modellierten sie. Je höher die Sonne zum Zenith emporstieg, desto greller erglänzten diese Säulen und desto dunkler

gruben sich die Schatten ein. Unmerklich nahmen sie, wie Totempfähle und Hieroglyphensäulen, bildreiches Leben an. Sie wurden Wasserspeier spanischer Kathedralen, Raubvögel mit spitzen Schnäbeln, Haifischköpfe, die mit gezähnten Rachen und Kiemenschlitzen auftauchten, Dämonen, die mit wachsendem Behagen sich in der Sonne brüsteten.

Bei solchen Begegnungen, sei es am südlichen Mittag, sei es in unserem Zwielicht, stellt sich die alte Frage: wer hat hier angefangen — der Imaginator oder die Imagines? Doch wichtiger ist wohl, wer das letzte Wort behält.

*

Am Abend saß ich wieder mit den Elektrikern zusammen, die das Land mit Drähten überziehen. Den einen hatte heute zur Strafe ein ziemlicher Schlag getroffen, aber er hatte, wie er sagte, „buon fondo“ gehabt.

Ich machte mir nach meiner Gewohnheit bei Kerzenschimmer einige Notizen, als Signora Bonaria fragte, warum ich das noch täte, da doch morgen Weltuntergang sei. Nun ist das ja eines der alltäglichen Gespräche unserer Jahre, eine der Plaudereien auf der Schattenseite des Komforts. Ich antwortete daher, ohne aufzublicken, daß ich auf eine solche Prophezeiung schon einmal hereingefallen wäre, nämlich damals, als der Halleysche Komet auftauchte und ich keine Schularbeiten gemacht hätte. Seitdem wäre ich mißtrauisch. Um aber nicht ganz ohne Anteil zu scheinen, fragte ich das Nächstliegende:

„Da bomba atomica?“

„No, no, Signer Ernesto, cosi cosi, da Iddio.“

Aha, also auf die klassische Art, ohne den heiligen Einstein und seinen Apparat. Das ist mir auch lieber so.

Den Zöllner, der neben mir saß, schien das Gespräch zu ärgern; er tippte sich mit den Fingern an die Stirn und sagte:

„Hören Sie doch nicht auf das Geschwätz, die Leute hier sind stupido, stupidissimo. Sehen Sie diesen Erminio: meinen Sie, daß der weiß, wer Julius Caesar gewesen ist?“

Dabei sah er mich mit Augurenlächeln an. Dieser Erminio ist der Flickschuster, den ich zuweilen in seiner Werkstatt aufsuche, wo er die hoffnungslosesten Wracks von Hirtenstiefeln mit viel Geschick und einfachsten Geräten wieder wasserdicht macht. Er ist natürlich viel heller als der Zöllner und auch zufriedener im Beruf. Andererseits ist der Zöllner so ängstlich auf seine Überlegenheit bedacht, daß man ihm deren Stützen nicht rauben darf. Er ist auf Erminio besonders schlecht zu sprechen, weil dieser sich zuweilen seiner Mütze bemächtigt und, damit im Zimmer stolzierend, Heiterkeit einerntet.

Illador, 24. Mai 1954.

Beim Frühstück wurde ich wieder mit dem Weltuntergange geelendet, der heute um Mitternacht stattfinden soll. Die kleine Adda hatte schon geweint und nach dem „Babbo“ verlangt. Dieser, ein Mustervater wie fast alle Sarden, schleppte sie auf dem Arm umher und klopfte ihr das rosige Hinterteil.

Auch in den Wein- und Mandelgärten und von den Hirten wurde ich nach dem „fine del mondo“ gefragt

„Oggi tutti moriranno?“

„Non fa niente — wenn alle sterben, will ich auch mit drunter sein.“

In der Tat ist der Weltuntergang die problemloseste Sache der Welt, insofern alle Probleme nicht nur in ihrer Summe, sondern auch in ihrer Verknüpfung gelöst werden. Das Besteigen eines Volkswagens ist problematischer.

Ich hatte einen meiner Lieblingsplätze aufgesucht, die kleine Bucht unweit des Türkenschlosses, in deren Mitte ein Granitbuckel von der Größe eines Storchennestes aus dem Wasser ragt. Wenn man zu ihm hinaus- und dann zurückschwimmt, hat man als mittelmäßiger Schwimmer die Kräfte zwar nicht erschöpft, doch über der Tiefe geprüft.

Auf diesem Wege glitt unter mir ein ovaler, bläulicher Schatten dahin, ein großes, schnellschwimmendes Tier — vielleicht eine Schildkröte? Doch soll man ihr nur auf dem hohen Meer begegnen, auf dessen Spiegel sie in der Mittagshitze schläft, und wo sie der Fischer, wenn er sich mit leisem Ruder nähert, erbeuten kann. Ich dürfte also eher einem Rochen begegnet sein.

Am Abend hatte der Massenwahn beachtliche Fortschritte gemacht. Die Kirche war von Beichtenden überfüllt. Eine Mutter hatte ihr fünfjähriges Söhnchen in eine Mönchskutte gesteckt. Die Leutchen hatten weder Presse noch Rundfunk nötig, um sich nach Herzenslust zu ängstigen. So harrte man der Mitternacht. Kurz vorher ließ ein Spaßvogel, vermutlich Erminio, im Garten einen Kanonenschlag los, was zur Folge hatte, daß eine Nachbarin für tot hinfiel und erst durch einen herbeigerufenen Arzt mühsam wiedererweckt wurde.

Illador, 25. Mai 1954.

Beim Frühstück wollte niemand mehr vom Weltuntergang etwas wissen oder auch nur gewußt haben; er schien reinweg aus den Köpfen gelöscht zu sein. Doch braucht man, um ähnliches zu erfahren, nicht bis nach Sardinien zu gehen. Der Mensch ist mit einem glücklichen Gedächtnis begabt.

Der Tag war anstrengend, da ich vor- und nachmittags weite Gänge machte — immer zu Fuß, „sempre a piedi“, wie ich zuweilen höre; diese Bemerkung bringt freilich weniger Anerkennung zum Ausdruck, als ich zuerst gedacht hatte, da sich der Signore zur Bewältigung solcher Strecken des Pferdes bedient. Und Signori sind alle, soweit sie nicht Servi sind.

Auch Angelo hat eine Serva — ein vierzehnjähriges Mädchen, das den kleinen Carlo betreut. Das Kind war erkältet und Angelo war schlechter Laune:

„Bei jeder Kleinigkeit laufen die Frauen zum Doktor, und das kostet einen Haufen Geld.“

„Habt Ihr denn keine Krankenkasse?“

„Das existiert. Aber wir wollen auch einmal wissen, was uns fehlt.“

Er hatte mich ins Granitwerk zur Fischsuppe eingeladen und zeigte mir eine große Pulpe, die sie hier „pruppa“ nennen, während mir aus der Provence das Wort „pourpre“ in Erinnerung ist. Er hatte sie zwischen den Steinen gespießt. Man erkennt ihre Anwesenheit an einer Art von steinernem Nest. Sonst waren noch keine Vorbereitungen zu sehen. Ich ging daher für ein halbes Stündchen zum Baden, und als ich zurückkam, fand ich einen Haufen von Fischen vor. Er hatte sie inzwischen mit dem Netz gefangen und hielt sie in einem flachen

Korbe vor der Küchentür bereit. Ich setzte mich daneben in die Sonne, die nach dem Bade besonders erquickte, und hörte ihn drinnen nach seiner Gewohnheit singen, während er den großen Topf aufstellte und die Zutaten bereitete.

In solchen Stunden fallen die Sorgen von uns ab. Wie Pflanzen fühlen wir dann die Macht der Sonne — liegt das nun daran, daß wir heiterer werden, oder erheitert uns die große Zuflutung? Gleichviel, das Sonnenhafte des Universums spiegelt sich im Pflanzenhaften unserer inneren Natur, es badet sich im Wurzel- und Laubwerk auf dem Wesensgrund. Die Strahlen verdichten sich, gewinnen erst königlichen, dann göttlichen Glanz. Das weckt den Reichtum unserer Erde; er steigt dem Licht entgegen, als Blütenflor, als Inbrunst, als Dank der Kreatur.

Ich merkte, wie die Fische an meiner Seite sich verwandelten. Sie wurden erst schön im malerischen Sinne mit Schuppen aus zartgrünem Silber, mit goldenen Kiemenplatten und ausgespreizten Flossen, die wie Reusen, wie Pfauenfedersäume die Strahlen fächerten. Dann wurden sie schwer wie Barren aus gediegenem Golde — im Seinsbrand, der sie in der Schmelze verdichtete.

In diesem Dichter- und Schwererwerden schmolz auch die Zeit, ja selbst das Licht, in das sie sich verwandelte. Was ist denn Licht? Nur eine schmale Spaltung, Kostprobe des Niezuschauenden. Und was ist Leben? Ein Oberflächen-Inselchen. Und doch wohnt auf den Inseln so tiefes Glück.

Warum wir uns so auf die Frage kaprizieren, ob auf den Sternen auch Menschen leben — ob wir so vorbildlich gelungen sind? Das sind kindliche Sorgen; der Reichtum ist unendlich größer, als wir ahnen: das Universum lebt.

Es war auch nicht mehr Angelo, der in der Küche waltete, und doch noch Angelo: ein liebender Geist. Und diese Insel war irgend- und nirgendwo, auf jeden Fall fernab der Städte, in denen Frau Sorge wohnt, und auch fernab der astronomischen Dummheiten.

Als ich in die Tertia ging, wurde auf den Schulen noch die Kant-Laplacesche Theorie gelehrt. Die Sonne galt als großer Gasball, der die Welt beheizt. Seit Generationen hatte ein Schulfuchs an den anderen diesen Unsinn vererbt, der als solcher erst sichtbar wurde vor dem Hintergrunde der Atomphysik. Genau so wird man in hundert Jahren mitleidig die Achseln zucken über die Theorien, die heute in Mode sind. Das sind Vorstellungen. Dahinter brennt in ungeschwächtem Glänze das große Gestirn in seiner Liebeskraft. Jeder Fellache hat es deutlicher gesehen. Wenn wir ihm antworten würden wie die Pflanzen, würden wir auch wieder Blüte und Frucht tragen.

*

Auf den Nachmittag hatte ich mich mit Signor Stefano, dem Bruder von Signora Bonaria verabredet. Ich war ihm zuweilen begegnet, wenn er seine Herde durch die Macchia trieb, bin auch einmal bei ihm und seiner jungen Frau zu Gast gewesen; sie haben erst vor vierzehn Tagen geheiratet. Er wollte mir von einem der hohen Berge, die unsere Sicht begrenzen, ein fruchtbares Tal zeigen.

Wir stiegen, nachdem wir die Gemarkung verlassen hatten, einen vom Südwind ausgedörrten Hang hinan. Auf seinem geschützten Grunde zog sich ein schmaler Acker entlang, der meinem Begleiter gehörte und den er mit Hafer bestellt hatte. Die Halme gilbten kümmerlich zwischen Disteln, jeder mit

zwei, drei Körnerchen. Ein Hirte prügelte mit einem Knüppel einen Esel hinaus, der sich an ihnen gütlich tat. Stefane, der Humor hat, sagte:

„Der Esel kriegt Prügel, weil ich vorbeikomme." Das ist das alte Lied im Hirtenland. Hier werden keine Grenzsteine versetzt. Man treibt sich das Vieh in die Weide ein oder läßt es gewähren, wenn es hier und dort ein halbes Stündchen auf fremdem Boden im vollen schmaust. Es gibt keinen herrenlosen Grund. Die wilden Hänge, die sich an den Bergen hinaufziehen, gehören den Gemeinden, die sie verpachten und durch Feldhüter beaufsichtigen.

Wir rasteten am Sitz des Hirten, einer kegelförmigen Hütte aus Schilfrohren. In ihrem Umkreis waren kleine Pferche mit Dornensträuchern eingezäunt. Der eine diente als Hürde, der andere zum Melken, ein dritter zur Schur. Der Hirte molk gerade die Mutterschafe in eine flache Blechwanne. Er setzte sich dazu auf einen Schemel, nahm den Kopf des Tieres zwischen die Knie, beugte sich über dessen Rücken und strich in dieser Haltung die kleinen Euter aus. Die Milch ist kräftig, sahnig; aus ihr wird ein unverwüstlicher Käse gemacht. Die Kuhmilch gilt als minderwertig; ich habe den Eindruck, daß sie kaum verwendet wird.

Wir stiegen durch die Macchia an. In ihren unteren Rängen wird sie durch unübersehbare Bestände von Zistrosen gebildet, die fast bis zur Schulter reichten und harzig dufteten. Sie blühten silbern; die Hänge schienen überschneit. Dazwischen stand selten eine rosenrote Art. Das Überwiegen dieser Pflanze ist nicht ursprünglich, sondern rührt daher, daß die Tiere sie nicht abweiden. Doch bietet sie anderen Gewächsen Schutz. Ich sah in ihrem Dickicht die Siegwurz leuchten, auch einen blattlosen

Parasiten, der an den Fichtenspargel unserer Wälder erinnerte, doch grelle, pilzhafte Farben trug.

Als wir auf Hänge wechselten, die kaum beweidet wurden, tauchten andere Charakterpflanzen der Macchia auf, darunter besonders der Erdbeerbaum, Arbutus, hier Corbezzolo genannt. Er führt seit altersher den Beinamen Unedo, der bereits von Plinius erwähnt und damit erklärt wird, daß man „nur eine ißt". Stefano nannte ihn den „Ölbaum der Armen"; beide Beinamen deuten kaum auf eine Leckerei. Das Holz gibt eine gute Flamme; es wird in den Backöfen gebrannt, deren jede Familie einen besitzt.

Hier oben haust der wilde Eber, den die Sarden sirboni nennen, daneben ein blutgieriger, den Herden verderblicher Fuchs und anderes Getier. Um Räuber zu treffen, meinte Signor Stefano, müsse man viel tiefer ins Unwegsame gehen, etwa in's Bergland von Orgosolo. Gerade gestern wurde gar nicht so weit von hier einer gefangen, den sie lange gesucht haben. Gendarmen waren seiner Frau gefolgt, die ihm Medizin in die Macchia gebracht hatte. Die Frauen, das ist der schwache Punkt an diesem Stande, der noch eine ungeahnte Blüte erleben wird. In Zeiten, in denen man stets mit der Möglichkeit rechnen muß, daß der Staat kriminell wird, ist man verpflichtet, sich passende Antworten zurechtzulegen, vorausgesetzt, daß man die angeborene Freiheit noch wahrnimmt und sich nicht mit der Wahl zwischen Modifikationen der Sklaverei begnügt. In diesem Sinne sind Erscheinungen wie Pasquale Tandeddu, auf dessen Kopf das Obergericht zu Cagliari seit langem fünf Millionen Lire ausgesetzt hat, des Studiums wert. Die Macchia ist der südliche Wald. Wie stark die Waffen auch werden mögen — Männer werden immer noch stärker sein und immer das letzte

Wort haben. Daher sind Konstellationen möglich, in denen ein verödetes Gebirge größere Potenz entfaltet als das gesamte Ruhrgebiet.

Wir schienen etwas Verbotenes zu tun, da Stefano öfters Hufspuren auf ihre Frische prüfte, die sich auf dem Pfade abzeichneten. Nach langem Anstieg erreichten wir einen Gipfel, von dem aus wir Meer und Niederung übersahen. Dort schob sich ein langes Tal aus dem Gebirge zum Küstensaume, vor dem es sich zur Ebene verbreiterte. Große Wirtschaftsgebäude waren über die Fläche verteilt, dazwischen wechselten gelbe Kornfelder und blaugrüne Weingärten mit Orangen- und Mandelhainen ab. Geplante Ordnung in „offener Gegend" bot sich, wie einst den Augen des alternden Faust, weiträumig dar. So mußten breite Tal- und Küstenstreifen zu Römerzeiten geleuchtet haben, als die Insel eine der Kornkammern des alten Weltreiches war.

Etwas an diesem Anblick, worüber sich der Geist kaum Rechenschaft geben konnte, wies auf Zwangsarbeit hin — vielleicht das Rechtwinklige und Großräumige der Anlage. Der rechte Winkel ist immer verdächtig, wenn man aus der Heimat kommt. Pyramus und Thisbe hausen nicht in solchen Siedlungen; die Zerstörung ihrer Hütte leitet eher deren Geschichte ein.

In der Tat blickten wir auf eine Strafkolonie und hatten uns schon seit langem auf ihrem Grund befunden; daraus erklärten sich Stefanos Schleichwege. Er erzählte mir, daß Mussolini diese Latifundie seinem Schwiegersohn Ciano geschenkt hätte und daß sie nun durch Sträflinge bebaut würde. Sie kommen vom Festland, während man die sardischen Briganten ihre Strafe in norditalienischen Gefängnissen abbüßen läßt. Ihnen wären Wald und Berge zu nahe, während die anderen nicht über das

Meer kommen. Das weite Fruchtland mit den auf seine Fläche verteilten Zuchthäusern gab Stoff zu mancherlei Gedanken über unser Zeitalter der Zwangsarbeit. Daß Millionen unschuldig schmachten, darauf ist unser Friede aufgebaut.

Es mußte Feiertag oder wenigstens Feierabend sein, denn man sah kein lebendes Wesen dort unten am Werk. Indem wir standen und hinunterblickten, kam feiner Dunst vom Meere und hüllte die Täler ein. Wir mußten an die Rückkehr denken und stiegen durch die Macchia ab.

Auf der festen Straße angekommen, wo wir nebeneinander gehen konnten, gerieten wir in ein behagliches Gespräch, bei dem mir wieder die feste Führung, das ausgefahrene Geleise auffiel, in dem sich die Unterhaltung mit dem romanischen Partner bewegt. Viel weniger als bei den anderen beiden großen Typen unseres Weltteils, den Germanen und den Slaven, gerät sie auf unbefahrenes Gebiet. Ein jeder Satz ist bare Münze, hat sein bestimmtes, bemessenes Gewicht. Auf höherer Ebene äußert sich das in der Konstanz der Begriffe; sie bildet die Unterlage für Rechtssprachen ersten Ranges, und überhaupt für alle faktischen Abgrenzungen. Daher ist anzunehmen, daß sich in diesen Ländern trotz allen Umwälzungen der Lebensstil am wenigsten verändern wird. Umwälzungen hat es hier seit Jahrtausenden gegeben, und oft von großer Grausamkeit. Mit ihnen haben die Eigentümer gewechselt, etwa vom Kleinbauern zum Latifundisten, und vom Latifundisten zum Kleinbauern zurück, oder einfach durch neue Landnahme. Aber das Eigentum bleibt, weil es in der Denkanlage verwurzelt ist. Daher rührt der zeitlose Eindruck, den das Leben in solchen Landschaften erweckt. Und daher kommt es auch, daß diese Böden vorzüglich für die Bildung großer konservativer Geister geeignet sind;

hier reicht Begrenzung und Sinn für Begrenzung in den Ansatz des Denkens hinein. Zu den Kardinalzeichen dieses Denkens gehört, daß die Unterscheidung von Kapital und Rente noch scharf ausgeprägt, noch nicht verschwommen ist. Daher fehlt zwar der große Umsatz, aber die Zerstörung kann nicht in den Kern greifen. Wir aber leben seit langem vom Kapital. Wir schweben künstlich, durch hohe Tourenzahl gehalten, in der Luft. Da wird die Niederlage des Antäus durch die des Ikarus abgelöst.

Ich konnte mir diese Abschweifung leisten, während ich Signor Stefane zuhörte, denn bei ihm kam all das in der einfachsten Anlage, im ältesten Grundriß heraus. Es gibt für ihn eigentlich nur zwei Realitäten, Familie und Eigentum. Demgegenüber wird alles andere problematisch, wie etwa der Staat. Solcher Gesinnung gegenüber können Ideen nur wenig ziehen, was wiederum bedingt, daß der Staat von Anfang an, etwa bei Eintreibungen oder Einziehungen, grobkörniger in Erscheinung tritt.

Das Eigentum ist Grundeigentum, zumeist ererbtes, durch Lesesteinhalden oder mächtige Opuntienhecken abgegrenztes Land, das in eigener Bewirtschaftung steht oder verpachtet wird. Es wird feld- oder gartenmäßig auf altertümliche Weise bebaut; der größere Teil, einschließlich der Salzwiesen am Meere und der trockenen Berghänge, ist Weideland. Ummauert sind auch die Häuser mit Brunnen und Backofen und dem Stall für das Hausvieh, während die Herde im Freien bleibt, und mit ihr ein halbwilder Teil der Bevölkerung. Das nüchterne, kärgliche Leben ist der Erhaltung und Mehrung dieses, oft winzigen, umgrenzten Bestandes gewidmet; wo er nicht ausreicht, um die Familie zu ernähren, muß Tagelöhnerarbeit hinzutreten.

Was die Familie angeht, so scheint eine allgemeine Versippung zu herrschen, vom Bürgermeister bis zum Feldhüter. Das mag in unseren Kleinstädten ähnlich sein oder wenigstens ähnlich gewesen sein bis zum großen Anstrom der Flüchtlinge und Vertriebenen, den man noch als eines der fruchtbarsten Daten unserer Nationalgeschichte erkennen wird. Was hier indessen auffällt, das ist das Bewußtsein, von dem der Blutstrom bis in die feinsten Verästelungen begleitet wird. Damit bleiben Schattierungen von Verwandtschaftsgraden bekannt, die bei uns längst nicht mehr wahrgenommen werden, um so mehr als eine große Verwandtschaft auch meist als große Last empfunden wird.

Das ist hier nicht so; wo der Staat grob aufliegt, ist unter anderen magischen Banden auch das des Blutes bindender. So kommt es, daß wenn man diesen oder jenen Namen erwähnt, als Antwort ein Verwandtschaftsgrad genannt wird, in dem der Gesprächspartner zu dem Betreffenden steht. Jeder Padrone ist von einer Klientel armer Verwandter umgeben, die ihm auf Feld und Weide aushelfen und die in seiner Küche aus- und einhuschen. Das ist eine Art Freimaurerei. Man sieht sie an den Ecken oder draußen bei den Herden zusammenstehen und hat stets das Gefühl, daß begrenzte und oft geheime Dinge das Gespräch bilden. Stand und Vermehrung der Herden kennt der Hirt allein.

Dagegen vermißt man das halbzeremonielle Beisammensein an Sonntagnachmittagen, das in der französischen Provinz als „se réunir en famille“ bezeichnet wird. Dazu ist der afrikanisch-orientalische Einschlag zu stark. Die Frauen werden außerhalb der Gesellschaft gehalten, die sie in keiner Form mitbilden.

Es ist merkwürdig, wie sich das paternitäre Element fast atmosphärisch ausbreitet. Es wird als Tabu sichtbar, wenn man den Frauen auf den Feldwegen begegnet, wo sie auch bei glühender Hitze die großen, schwarzen Kopftücher nicht ablegen. Sie sind nicht verschleiert, doch die Gesichter werden starr, maskenhaft und unpersönlich, wenn sie am Manne vorübergehen. Man ist da unter Labans Töchtern, im alten Gesetz. Nur die ganz alten machen eine Ausnahme, erwidern das Lächeln, beantworten den Gruß. Sie haben den Bann gebrochen, sind die Sybillen, die Urahnen. Dagegen späht Signor Carlinos Schwester, eine kleine Schwarze, die in den Vierzigern steht, immer erst vorsichtig in die Gaststube und zieht es vor, wenn sie dort einen Mann erblickt, um das Haus herum in die Küche zu gehen.

Bei reinen Ackerbauern könnte sich derartiges kaum ausbilden. Ich nehme an, daß darüber oft nachgedacht worden ist. Es setzt den Geist von Hirtenvölkern voraus, bei denen die Männer sich vereinzeln, Herrscher von Herden, Reiter und Züchter sind. Da findet sich diese Kenntnis der Verwandtschaftsgrade, die Verschleierung der Frauen, die panische Angst vor den Hörnern, das meuterische Gespräch der jungen Männer über Liebesoasen, zu denen hier schon Cagliari gerechnet wird und deren erträumte Wunder sich dann wie Fata Morganen auflösen.

Das Vordringen der Maschine wird auch der paternitären Ordnung Abbruch tun. Die Maschine ist eine geistige Schöpfung und hat als solche keinen geschlechtlichen Bezug. Die Frau kann einen Traktor, aber sie kann keinen Stier führen. Aber das sind schon Konsequenzen, Details des Eintrittes in die Arbeitswelt, in der Bewußtsein herrscht. In ihr wird das Ver-

hältnis der Geschlechter sowohl vergeistigt als primitiver, indem es einerseits in höhere Bewußtseinslagen aufsteigt und andererseits aus der Rechtsordnung in die Elementarordnung tritt. Daß dieser Vorgang juristisch, etwa als Gleichberechtigung, erfaßt wird, gehört zur Ironie der Zeit. Die Sprache ist ja gespickt von Euphemismen solcher Art.

Zu diesem Hirtenleben und seiner Zucht gehört auch, das möchte ich nicht vergessen, eine starke Heiterkeit. Wenn ich auch nicht mit Rousseau glaube, daß der Mensch von Natur aus gut ist, so glaube ich doch, daß er von Natur heiter ist. Dafür spricht, daß zwar nicht die Güte, wohl aber die Heiterkeit wächst, wenn wir uns von den Zentren der Zivilisation ihren Rändern zuwenden. Ebenso sind die Kinder zwar nicht besser, wohl aber heiterer als die Erwachsenen. Das ist ein großes Geschenk der Vorsehung. Der Mensch ist ein Wesen, das von Natur aus lacht und singt und das Glück im Dasein genießen kann, wie die Pflanze die Sonne genießt. Im Maße, in dem das Leben künstlich, die Nahrung verfälscht wird und die Sitten verflachen, verbreitet sich die Traurigkeit.

Ich möchte daher den beiden erwähnten Realitäten Signor Stefanos noch eine dritte hinzufügen, eben das Fest oder die Heiterkeit. Aber während Familie und Eigentum ganz scharf umgrenzt sind, ist die Heiterkeit atmosphärisch, durchdringt den Wesensgrund. Sie teilt sich dem Ausdruck, den Worten mit. Stefano ist ein festlicher, ein heiterer Mensch. Er hat sich sein Leben lang mit Tieren und Herden beschäftigt, blieb immer am Ort. Als er ein Knabe war, sprang ihm von einem Hirtenfeuer ein Funke ins Auge und zerstörte dessen Licht. Das hat ihm vielleicht das Leben gerettet, denn er brauchte nicht in den Krieg. Er ist sechsunddreißig Jahre alt und hat vor kurzem ge-

heiratet. Langjährige Verlobungen sind hier die Regel, die jungen Leute besuchen täglich ihre Braut, die sie aber nur in der Familie sehen. Man fragt sich: woher kommt die Heiterkeit, wie man an anderen Orten fragt, wohin sie entschwunden ist. Das ist eine Frage, die das Studium lohnt.

Die Sterne standen schon über dem Monte Sonno, als wir im Albergo ankamen.

Illador, 26. Mai 1954.

Das Reisen hat wie jede angenehme Gewohnheit auch seine Technik, besonders in Ländern, wo die Geleise noch nicht ausgefahren sind. Hierher gehören die Abmachung fester Preise bei der Ankunft und andere Abreden. Zu empfehlen ist auch, daß man hin und wieder die Rechnung verlangt und sie nicht auf den letzten Tag verschiebt, weil man dann bei auftretenden Differenzen aus dem einfachen Grunde des Zeitmangels den Kürzeren zieht.

Aus diesem Grunde hatte ich Signor Carlino veranlaßt, mir seine Rechnung zu schreiben, die allerdings eine erhebliche Differenz, und wie es kaum anders sein konnte, zu meinen Ungunsten anzeigte. Ich suchte ihn deshalb in seiner Küche auf, die ich sonst ungern betrete, weil sie ein Fliegenparadies ist. Signor Carlino hat eine geniale Methode erfunden, sich dieser Schwärme zu erwehren, indem er sie durch Licht berückt. Er macht zunächst die Küche dunkel und öffnet einen Türspalt zum Korridor. Die „mosche“ fliegen dann dem Lichte nach und werden auf die gleiche Weise durch eine Reihe von Gemächern geführt, deren letztes ein offenes Südfensterchen besitzt, durch

das sie in Wolken hinauswirbeln. Leider versammeln sie sich nach einer halben Stunde wieder am Herde, um an den leckeren Sachen teilzuhaben, die Signor Carlino dort auf einem Preßgasfeuer schmort. Signora Bonaria bezeichnet ihn als großen Landsknecht, und in der Tat hat er sich zwölf Jahre lang in den europäischen und afrikanischen Feldzügen seines Vaterlandes umgetrieben, wird aber eher den Bratspieß als andere Waffen geführt haben. Ich traf ihn am Werke, und es entwickelte sich das folgende Gespräch:

„Signor Carlino, hier findet ja der Teufel nicht durch. Jedenfalls haben Sie mir das Doppelte aufgeschrieben von dem, was vereinbart ist."

„Die Sachen sind auch alle sehr teuer, Signor Ernesto, ich fahre jede Woche auf den Markt nach Cagliari. Was kostet da allein der Autobus?"

„Das haben Sie doch schon gewußt, als ich mit Signora Bonaria den Preis abmachte."

„Ja, aber bedenken Sie, Signor Ernesto, daß ich Ihnen jeden Mittag zum Nachtisch Orangen gebe, die jetzt am teuersten sind."

„Schön, das gehört auch zur Pensione dazu. Pen — sio — ne, Signor Carlino, da ist tutto compreso, nur den Vino zahl ich extra, den dürfen Sie anrechnen."

„Ja, und die Hähnchen, sind die nicht gut? Was meinen Sie, was Sie dafür in Cagliari im Restaurant zahlen? Gehn Sie einmal ins Continental."

„Das hat doch aber mit der Pensione nichts zu tun."

„Und war nicht neulich Languste mit in der Fischsuppe? Für eine Languste zahlen Sie in Rom oder in Neapel allein zweitausend Lire."

„Signor Carlino, wir sind doch weder in Rom, noch in Neapel. Wir sind — — — „

„Und haben Sie gesehen, als die Elektriker und selbst der Zöllner Rochen bekamen, habe ich Ihnen Triglie serviert. Der Rochen ist ein ekliger Fisch, hat braunes Fleisch, verursacht Fieber, aber die Triglie — — — „

Und Signor Carlino schloß die Augen und schnalzte mit der Zunge dazu.

„Wissen Sie, Signor Ernesto, auch die Steuern, das ist kein Spaß. Die kümmern sich um jeden Liter, den ich im Keller abzapfe. Und ist der Wein nicht gut?“

„Den haben Sie mir auch gut in die Rechnung gesetzt.“

„Sie fordern aber auch immer zweimal nach. Und mein Olivenöl — reines Jungfernöl, das keine Ölmühle gesehen hat. Wenn ich Ihnen nun dreimal ausgekochtes Lucca-Öl gäbe, das im Halse kratzt?“

„Ich sage ja auch nichts gegen Ihr Öl.“

„Sehen Sie, Signor Ernesto, und dann mein agnello arrosto alla sarda, neulich als die Schauspieler hier waren — — — „

Das Gespräch führte offensichtlich nach zwei verschiedenen Richtungen. Ich zog es daher vor zu zahlen und in Signor Rossis Garten zu gehen. Bei solchen und ähnlichen Disputen ist immer der verdienstlichste Teil der, den man für sich behält. So beglückwünschte ich mich, daß ich mich des Hinweises auf das mangelnde elektrische Licht enthalten hatte, der zwar sachlich stark gewesen wäre, aber nicht anständig in meinem Fall. Wir werden ja immer häufiger bezahlen für Nichtvorhandenes, etwa für Mangel an Lärm. Schon um die Jahrhundertwende gab Proust Handwerkern, die über ihm wohnten, Geld, damit sie

nicht arbeiteten. Der Luxus liegt heute außerhalb der technischen Bereiche, ist insular.

In Signor Rossis Garten setzte ich mich neben den verschlafenen Antonino und sah dem fleißigen Pferdchen und dem faulen Eselchen zu. Es gibt dort auch einen schwarzen Eber, der mit einer Kette an einen Ölbaum gefesselt ist und es gern hat, wenn man ihm den hochgekielten Nacken krault. Aus den Mandelgärten tönte das up-up-up des Wiedehopfes, und ein Schwärm von Bienenfressern lärmte in der Luft. Signor Rossi kam mit einem Korb voll Früchten und bot mir davon an. Wir hatten dann ein vertrauliches Gespräch.

Das Bad an den Klippen war so erfrischend, daß ich das Mittagessen vergaß. Dann schlenderte ich im Städtchen umher, wo es immer Neues zu sehen gibt oder wo Altes überrascht. Diesmal waren es die Lehmziegel, hier „blocchetti“ oder sardisch „lardiri“ genannt. Ich kam an einem Platz vorüber, auf dem sie in der Sonne trockneten. Sie hatten etwa die Größe von sechs unserer Ziegelsteine und waren aus grauem Lehm geschnitten, der, wie es die Bibel beschreibt, durch eingeknetete Stoppeln gefestigt war. Ich möchte annehmen, daß diese Bauweise aus dem östlichen Mittelmeer, wahrscheinlich schon durch die Phönizier, eingeführt wurde und sich seitdem kaum verändert hat. Der Anblick beschäftigte mich um so mehr, als ich kurz vor der Abreise das erstaunliche Werk von Unger über Babylon gelesen hatte, das bis in einzelne Tage und Nebenstraßen der ersten Weltstadt führt. Die Herstellung der Ziegel, wie sie Herodot beschreibt, ist jüngeren Datums; er schildert bereits die Gewinnung von „Backsteinen“.

Ich sah hier, daß ich, ähnlich wie vom Ährenschnitt durch die Sichel und vom Jochgang der Rinder, auch von der Verwen-

dung dieser Ziegel eine irrige Vorstellung gehabt hatte. Die gängige Meinung ist die, daß man sich diese Bauart nur in Ländern, in denen es kaum regnet, gestatten kann, und daß die Steine im Laufe der Jahrhunderte abwittern. Aber auch dort gibt es Gewitter und Platzregen. Die Haltbarkeit der Mauern beruht vielmehr auf einer soliden Tünche, mit der sie überzogen sind. Ich sah sie in allen Stadien der Frische und des Verfalls.

Die Tünche hat etwas Stuckartiges und gibt den Farben einen guten Grund. Daher war Babylon eine bunte Stadt. Die heiligen Tore und Straßen waren blau. Solange die Bedeckung instand gehalten wird, schützt sie die Mauern wie der Schmelz den Zahn. Wo das nicht mehr der Fall ist, bekommt sie Risse und bricht in Flächen ab. Darunter erscheint der lehmige Kern, den bald die Elemente in einen Erdhaufen umwandeln. Das macht die bestürzend kurze Spanne begreiflich, in der die wie Schmetterlingsflügel glänzenden Städte des frühen Orients sich in nur von Eulen bewohnte Schutthalden verwandeln, wie Jesaja es in seinem 13. Kapitel für Babel prophezeit. Ich möchte diese Einzelheit notieren, weil sie andeutet, daß wir selbst über technische Kleinigkeiten der Geschichte unser Leben lang falsche Bilder mit uns herumschleppen und das erst merken, wenn ein günstiger Zufall uns durch Augenschein belehrt. Wie mag es erst mit den Hauptsachen sein? Wir schreiten auf einer Brücke von Konventionen über den Abgrund der Historie.

Beim Eintritt in das Albergo öffnete ich die Küchentür:

„Signor Carlino, gleich kommt ein junger Mann namens Antonino, meinen Koffer holen, ich ziehe um."

Kaum hatte ich oben begonnen, meine Kleinigkeiten einzupacken, als der Padrone anklopfte:

„Signor Ernesto, Sie können doch nicht ausziehen."

„Und warum kann ich das nicht?"

„Die Leute werden sagen, daß Sie mit mir nicht zufrieden sind."

„Da werden sie wohl recht haben."

„Und wohin wollen Sie denn gehen — es gibt nur mein Albergo hier."

„Signor Rossi hat ein Zimmer für mich."

„Aber da werden Sie nichts zu essen bekommen, er hat kein Restaurant."

„Doch, er hat ja eine Frau und zwei Töchter, die gut kochen; ich werde an seinem Tisch speisen."

„Das ist ganz unmöglich, ich kann Sie nicht fortlassen."

„Aber meinen Rock möchte ich schon mitnehmen, ich hab ja die Rechnung bezahlt."

Diese Wendung rührte daher, daß mir wieder eine Vokabel fehlte, nämlich „sbagliare", verwechseln — Signor Carlino wollte mir klarmachen, daß ihm bei der Addition eine Verwechslung unterlaufen sei.

„Sbagliare, wissen Sie, das ist, wenn ich Ihren Rock nehme, und Sie nehmen meinen, und wir merken es nicht — das ist dann sbagliato, sbagliato, Signore, verstehen Sie doch. Und mit der Rechnung ist mir auch eine Verwechslung passiert, Signora Bonaria hat schon geschimpft mit mir. Sie hat sogar geweint."

Während unserer, für einen Dritten ohne Zweifel komischen Unterhaltung hatte sich auf südliche Weise das Zimmer gefüllt. Signora Bonaria, die Magd, die Kinder, dazu andere Gäste und Verwandte, wie sie immer in der Küche umhersitzen, waren eingetreten und riefen im Chor „sbagliato" mit. Übrigens war

es in Anbetracht der kaum entwickelten Schreib- und Rechenkünste schon glaubhaft, daß er sich einfach geirrt hatte.

Nun wurde es dramatisch; die kleine Adda mußte vortreten. Signor Carlino legte die Hand auf ihre schwarzen Ringellocken und begann sie zu verfluchen, falls er nicht die Wahrheit gesagt hätte. Das Kind stand still und ernsthaft in unserer Mitte wie ein Opferlamm. Da mußte ich wohl nachgeben. Ich schickte Antonino fort, der auch erschienen war.

Sogleich veränderte sich die Szene, und ohne Übergang wie im Kinderlande wechselte Kummer in Heiterkeit. Signor Carlino streichelte mir die Wange, seine Frau lachte, und wir gingen alle zusammen nach unten zum Wein. Am Abend gab es zwar kein Kalb, wohl aber ein sardisches Spießlamm, dem unsere Versöhnung das Leben gekostet hatte, denn wie Léon Bloy sagt, gehört zu unseren Freuden immer „jemand, der zahlt." Bei einigem Nachdenken werden wir ihn auch immer herausfinden.

Als ich mich zur Ruhe begeben wollte und die Bettdecke aufschlug, fand ich darunter eine Handvoll Zuckerwerk. Das war Bonarias Sühnopfer.

Illador, 27. Mai 1954.

Beim Frühstück überschlage ich die Badeplätze, die zur Verfügung stehen. Ich habe deren jetzt eine große Menge; alle sind einsam und schön. Heute entschloß ich mich für die Umgebung des türkischen Kastells. Dort liegt dem Meere eine Kette von Buchten an, von Halbmonden aus geschliffenem Granit, aus dem sich, wie mit dem Lineal gezogen, die schwarzen Lava-

bänder abheben. Man findet glatte, vom Meere freigewaschene Flächen, andere sind mit Geröll bedeckt.

Auf einer dieser Halden sah ich einen Schatten verschwinden; es konnte nur eine Schlange gewesen sein. Was für ein Bewohner dieser dürren Weide mochte da im Geklüft verborgen sein? Die Frage bot Anlaß, eine Regel zu überprüfen, die ich von einem meiner Lehrer gehört hatte, oder von einer Lehrerin, Madame Schetty, mit der ich in einem Tessiner Tale auf Fang gewesen war. Sie unterhielt damals bei Maggia eine Schlangenfarm mit ihrem Manne, der inzwischen ein Opfer seines Berufs geworden ist. Wir waren in das entlegene Feronia-Tal gefahren, wo lange Steinhalden Lieblingsplätze der Vipern bilden — nicht etwa der Steine, sondern der Haselbüsche wegen, mit denen sie bestanden sind. Die Nüsse ziehen die Mäuse und diese wiederum die Schlangen an. Und in der Tat hatten wir gleich beim Eintritt in das Revier eine davonhuschen sehen.

„Jede Schlange kommt wieder", hatte da Frau Schetty gesagt, „man muß ihr nur Zeit lassen. Wir können rauchen und uns unterhalten, nur dürfen wir nicht auftreten." Es waren auch kaum drei Minuten vergangen, als das Tier von neuem erschien. „Da kommt die Schlange aus dem Loch." Madame Schetty ergriff sie mit großer Gewandtheit, wobei sie sich einer langen Aluminiumschere bediente, deren Enden mit rotem Gummi bezogen waren, um das Geschöpf nicht zu beschädigen.

„Sehen Sie", sagte sie, indem sie die Beute in ein Säckchen schlüpfen ließ, „sehen Sie, diese ist sogar ungewöhnlich früh herausgekommen, sie wird in der Eile nicht ihr richtiges Loch erwischt haben."

Der Episode und überhaupt des herrlichen Mittags entsann ich mich. Wie schön und einsam wird der Tessin, sobald man die befahrenen Ränder verläßt. Schettys bewohnten eine aufgelassene Mühle im Maggiagrund. Wir saßen dort abends bei Wein und Polenta; der Fußboden war mit den alten Mühlsteinen gedeckt. Sie waren nun, nachdem sie sich so lange rastlos gedreht hatten, in den Terrazzo gebannt, der auch ihr Zentrum füllte, und leuchteten als erlöste Räder im Herdfeuer.

Ich setzte mich also auf eine Steinplatte mit der Absicht, beliebig lange Zeit zu warten, während die Sonne schien und die Wogen sanft wie Schleier ins Geröll schäumten.

Die Jagd hat ihren meditativen Teil, ihre innere, erwartende Seite; er ist sogar der wichtigste. Was wir sonst durch Übungen anstreben, bewirkt hier die natürliche Disziplin: Konzentration auf einen unsichtbaren Mittelpunkt. Sie setzt Entäußerung voraus. Der Augengrund des Jägers verwandelt sich in ein unbeschriebenes Blatt, die Wahrnehmung in ein gespanntes Trommelfell. Keine Regung des Wollens oder Denkens darf diesen Zustand trüben, selbst nicht der Gedanke an die Beute — leblos zieht man das Lebende, entleert die Fülle an. Notwendig mußte daher die Idee gefaßt werden, daß man das Wild beschwören könne, wenn man sich in den Zustand der Entrückung versetzt. Sie ist eine der ältesten und mächtigsten, nicht nur auf der Jagd, sondern auf allen Gebieten, auf denen Beute erwartet wird; und der mächtigste Jäger ist jener, der nie geschautes Wild beschwört.

In solchem Bann wird es oft schwierig zu entscheiden, ob die Erscheinung dem inneren oder äußeren Leben angehört. So dieser Spitzkopf, durch den die Silhouette eines Felsbrockens verlängert wird. Er scheint wie ein Schnörkel aus dem Stein her-

vorzuwachsen, ragt wie ein winziger Wasserspeier über die Zinne vor. War das nun ein Einfall, eine Erfindung oder ein Schlangenkopf? War das das Auge: dieser schwarze Punkt, der glänzte wie der Porzellanknopf einer Stecknadel? Ich hielt den Atem an, bemühte mich, die Augenlider ruhig zu halten und glaubte dort zu beobachten, was ich hier vermied: die Kehle dieses Kopfes schien zu zittern, und über das schwarze Auge flog ein heller Blitz.

Es mußte also ein Tier sein, das auf der Zinne lauerte, doch keine Schlange, denn das Schlangenauge hat keine Lider, ist unbewegt. Ich starrte auf den Kopf des unbekannten Wesens, und der Kopf spähte in das Geklüft. Alles war Stein, ganz reglos, und doch zugleich aufs schärfste gespannte Wachsamkeit. Was tierische Existenz bedeutet in ihrer ungeheuren Gefährdung, doch auch in ihrer starken, ungebrochenen Entscheidung, das witterte in diesem steinernen Amphitheater beängstigend. Je stiller es wurde, desto unerträglicher wuchs die Spannung an.

Wie lange mochte es gewährt haben? Da tauchte wie über der Rampe einer nahen Bühne ein anderes Wesen auf, ein Kopf, verglichen mit dem des kleinen Spähers riesig, platt, schuppig, Schiefer mit altem Elfenbein gescheckt. Dem folgte Zoll für Zoll der lange Schlangenleib. Wie sich das Tier nun unter der Wahrnehmung der kleinsten Deckung im Geröll bewegte, das war ganz zauberhaft. Bald zierlich ein Hindernis umwindend, bald in der ganzen Länge sichtbar, glitt es im Silberfluß dahin, umleuchtet von Lebenskraft. In jeder Zelle dieses Leibes mußte unmittelbares, harmonisches Bewußtsein des Ganzen sein. Kein Tänzer, kein Dichter konnte mit ihm wetteifern.

Die Natter schlug, zuweilen den Kopf erhebend und witternd, einen flachen Bogen um unseren Ort. Nun begann auch das Köpfchen neben mir unruhig zu werden; es verschwand, aber gleich darauf erschien das ganze Tier auf der Zinne; es war eine zimmetbraune Eidechse. Sie verharrte einen Augenblick und schoß dann davon. Auch die Schlange war nicht mehr zu sehen. Ich erhob mich; das Spiel war aus.

Ein solches Amphitheater besteht fast zeitlos am Meeresstrand. Da sind die Mitspieler: zunächst die Fliegen; sie nähren sich von Stoffen, wie sie die Flut anspült. Sie stehen in der großen Hierarchie der Jagd im untersten Range und dienen den Eidechsen zur Beute, die wiederum den Wasserschlangen zugewiesen sind. Auch diese können nicht nach Belieben herrschen, denn ohne Zweifel wird sich hin und wieder ein schrecklicher Revisor einstellen, ein Reiher mit langem spitzem oder ein Adler mit gekrümmtem Schnabel, und sie kurz halten.

All diesen Wesen ist Zeit gegeben, sich fortzupflanzen und sich der Elemente zu erfreuen. Daher herrscht große, solarisch-marine Heiterkeit. Das Licht berauscht sie, jede Bewegung drängt dem Tanze zu. Aber sie müssen alle auf freier Wildbahn sterben; sie können nicht alt werden. Die Gefahr ist immer in dichter Nähe und unbedingt tödlich, wo sie nicht durch höchste Wachsamkeit vermieden wird. Daher ist immer und notwendig Elementarangst rege, die die Heiterkeit grundiert. Wie Licht und Schatten sind Heiterkeit und Angst. Auf diesen Klippen gibt es zwischen den Arten nur Macht und Schrecken; ich hatte eben einen Hauch davon verspürt.

*

Am Abend, als Signora Bonaria mir Wein und Vorgerichte aufsetzte — diese bestehen unabänderlich aus einigen Oliven, Sardinen und Salamischeiben, dann aber aus einem römischen Salat, von dem man sagen darf, daß, wer ihn nicht gekostet hat, nur eine schwache Vorstellung von diesem Wort besitzt, so zartgrün, frisch und knusprig kommt er auf den Tisch — also als Signora Bonaria nach ihrer Gewohnheit diese Dinge und dazu das weiße Brot aus ihrem Backofen auftischte, sagte ich zu ihr einen Satz, den ich aus meiner Grammatik auswendig gelernt hatte:

„E una grande pace e molta harmonia in questo albergo ed io sono molto contento, Signora Bonaria."

Sie lachte, und mit ihr Signor Carlino, der jetzt, gefolgt von der Magd Leonora und mit dem Zeremoniell, das alle Köche lieben, die Fischsuppe anbrachte.

„Wenn Sie zufrieden sind, sind wir es auch."

Dann sagte ich:

„Ich habe am Meer eine Schlange gesehen."

Da verzerrte sich ihr Gesicht vor Haß und Abscheu, und sie spreizte die Finger wie Krallen aus.

„Ah, bestia cattiva, Sie müssen sie totschlagen."

Das Stichwort zieht immer, das ich gewählt hatte. Die Schlange ist eines unserer großen, offenkundigen Geheimnisse, ein Skandalon. Es gibt deren einige in der Erscheinungswelt. Zu ihren Kennzeichen gehört, daß sie zwingend sind; wir können ihnen gegenüber nicht unberührt, nicht neutral bleiben. Bei jeder Begegnung mit ihr mache ich einige Notizen, in der Hoffnung, daß sich aus diesen Farbflecken einmal ein Bild ergibt.

Wie kommt es etwa, daß, wenn wir von einem Menschen sagen: das ist eine Schlange, nur eine Frau gemeint sein kann?

Und wie kommt es, daß wir die Schlange immer wieder als klug, als das klügste der Tiere bezeichnen, obwohl sie kaum Gehirn besitzt? Das deutet auf eine andere Art der Klugheit, wie sie im Tanz, in der Musik und in den Künsten lebt. Und wie kommt es, daß wir die Schlange in Gegensatz zur Zeit bringen? Sie wird genannt, wo das Wort ewig oder auch das Wort Wiederkehr fällt; sie taucht auf aus den Klüften der Geschichte, wenn der Weltuntergang droht. So ist es auch heut.

Wenn wir die zoologische Schlange erblicken, bestürzt uns nur eine *Ähnlichkeit.* Sie ist ein vorgeschobenes Bild, das wie aus einer Wand hervorragt — berühren wir es, dann eröffnen sich Höhlen und Abgründe. Als zoologisches Wesen stellt sie sogar eine Rückbildung dar — ähnlich wie auf alten Rodungen sekundäre Urwälder wachsen oder wie entwickelte Rassen in primitive Zustände zurückfallen. Aber solche Wälder geben eine Ahnung des ersten Wachstums und solche Rassen eine Vorstellung steinzeitlichen Glücks. Ähnlich verbirgt sich hinter der Schlange ein Wesen von unaufgeteilter, gliedloser Lebensmacht. Nicht nur die Wirbeltiere, alle Stämme drängen immer wieder diesem Geheimnis zu. Beim Menschen, der ein geistiges Wesen ist, geschieht die Wendung geistig, vor allem in den Künsten, in der Musik, der Sprache, der Meditation, die den Gedanken der gegliederten, gestückelten Zeit entrückt. Mir fallen da ein E. Th. A. Hoffmann, Baudelaire, Nietzsche, die die Schlange als Totem haben, dann das wunderbare Märchen von Goethe und das Gedicht von Valéry.

Daß man der Schlange gegenüber nicht neutral bleiben kann, ist ein Zeichen tiefgründender Macht. Die Bemerkung wäre im Sinne von Zu- und Abneigung zu einfach aufgefaßt. Sie besagt eher, daß man nicht unangerührt bleiben kann. Daß Furcht,

Bewunderung, Abscheu, Zauberbann sich durchdringen, ist Wirkung des geoffenbarten Geheimnisses. Ist es der Tod, „la Toute-Puissance du Mort", wie Valéry es nennt, und gilt ihm der Protestschrei, der wie ein Echo aus der Tiefe folgt? Ist es das Leben, das in prunkender Rüstung sich tänzerisch erhebt? Oder ist es ein Drittes, Mächtigeres, von dem die beiden Kräfte wie Licht und Schatten, wie positiver und negativer Strom sich abspalten? Die Frage bleibt für uns im Subjektiven; ihr stellt sich der Mensch nach Rang und Eigenart. Daß jeder Einzelne seine bestimmte Stellung nicht nur zur Erde, sondern auch zum Kosmos besitzt, geht aus solchen Unterschieden hervor. Im Altertum bestimmte das die Opfer, die Wahl der Gottheiten.

Besteht vollkommene Einigkeit darüber, daß die Schlange überwunden werden muß? Auch das läßt sich nicht eindeutig beantworten. Sind wir denn auch nur einig darüber, was *Überwindung* ist? Schon das ist ein Schlangenwort. Oft tritt in den Mythen und Kulten der Große, der Völker- und Seelenführer, der Held und der Heilige als Schlangenbezwinger auf. Periodische Feste gründen sich auf solche Erlegungen. Nicht nur die Waffe wird durch das Blut der Schlange gehärtet, auch die Rüstung, ja selbst die Haut des Helden wird gefeit. Irdischer Reichtum wird ihm zur Beute, höheres Wissen zuteil, wenn er, wie im indischen Märchen, das Fleisch der weißen Schlange genießt. Er kann sich auch ihre faszinierende Wirkung aneignen, etwa indem er das Haupt der Gorgo gewinnt, die eine Schlangenkönigin war.

Die Schlangentötung muß als stellvertretende Bewährung, als die Veranschaulichung eines nicht anschaulichen Aktes erfaßt werden. Sie stellt nicht die letzte Bezwingung dar. Die Schlange wird an ihren Ort verwiesen, in Dienst gestellt. Ihr Ort kann

sich zu Füßen befinden; sie schlingt sich um den Fuß des Kreuzes, sie haust zwischen den Wurzeln der Weltenesche Ygdrasil. Die Schlange kann sich auch zu Häupten erheben; sie schirmt die ägyptischen Pharaonen, die indischen Götter, Fürsten und Heiligen.

Das bleiben Perspektiven; sie ändern sich mit den Räumen, den Kulten, den Zeitaltern. Zur Grundmacht dringen wir nicht vor. Aber die Grundmächte erscheinen, etwa in der Meditation oder der Ekstasis, im Maße, in dem die Zeitmächte zurücktreten. So ist es auch mit der Schlange; sie ruht unter der Schwelle der Zeitalter.

Illador, 28. Mai 1954.

In Signor Rossis Garten beginnen die Granatapfelbüsche flammend zu blühen. Auch die Opuntienhecken stecken vieltausend gelbe Lämpchen auf. Inmitten der südlichen Frühlingsfeier kam mir wieder der Gedanke, ob nicht die Blüten Formen des Sonnenkultes sind. Wie deutlich ahmen sie die Strahlenscheibe nach, der sie sich als Spiegel zuwenden.

Ich schritt durch ein steiniges Tal, in dem die Hitze ätherische und harzige Düfte kochte; die Blüten schwankten leise im afrikanischen Winde, der über die See her kam. Es war einsam, nur der Wiedehopf rief in der Ferne, und einmal ritt ein Hirt vorüber, der ein Gewehr auf der Schulter trug. Sardische Erde, rot, bitter, männlich, mit einem vielsternigen Teppich überwebt, seit fernsten Zeiten in jedem Frühling unvermindert blühend, uralte Wiege — ich fühlte, wie sie leise im Meere schaukelte. Inseln sind Heimat im tieferen Sinne, letzte irdische Sitze, bevor der

kosmische Ausflug beginnt. Die Sprache wird ihnen nicht gerecht, eher ein Schicksalslied, das auf die See herüberklingt. Dann läßt man die Hand am Steuer sinken; man scheitert gerne an diesem Strand. Was sind Gedanken vor solchen Lotosblumen im blauen Meer?

Ich ging am Sarazenenturm vorüber zu Angelo, um mich zu verabschieden. Wieder leuchteten die goldenen Fische im Mittagsglanz. Ich besah das Zimmer, das ich im nächsten Jahr bewohnen soll — doch würde ich zurückkehren? Es gibt noch zahllose Inseln auf dieser Erde und in ihren Meeren, und auf vielen wohnen Menschen, weiße, braune und schwarze, die unversehrt sind, und an denen man sich noch das Maß nehmen kann. Das sind die wahren Erholungen.

Angelo kam mit einem Hasen, den er geschossen hatte, aus der Macchia zurück. Die alte Mutter saß trotz der Hitze am Herde; sie umwickelte Binsenstengel mit feinen Halmen und rollte sie zu Spiralen, sie mit anderen Halmen verbindend, die sie mit Hilfe eines Pfriemens einführte. Auf diese Weise wuchs, fast wie der berühmte Mangobaum, ein wunderschöner Korb empor. Diese Körbe und große, bauchige Krüge aus roter Erde sind übrigens die einzigen noblen Gegenstände, die man noch in den Einrichtungen sieht. Die alten Trachten trifft man nur noch an Feiertagen oder im Bergland an. Sonst sieht man, wie hier auch in Angelos Küche, die Massenwaren der Industrie in ihrer billigsten Ausführung. Verbeulte Aluminiumtöpfe hängen an der Wand.

Ich habe mich oft gefragt, warum von der üblichen Kücheneinrichtung das Aluminium die Augen in besonderer Weise kränkt. Es gibt auch eiserne, kupferne, irdene Töpfe, die flüchtig und schlecht gemacht sind, aber keiner beleidigt den ange-

borenen Sinn für Formen und Stoffe auf diese Art. Ich entsinne mich, von Keimversuchen gelesen zu haben, zu denen man sich verschiedener Gefäße bediente und die in der Aluminiumschale besonders negativ ausgingen.

Um alles, was wir Rohstoffe nennen, fließt ein besonderer, heilsamer oder schädlicher Kraftstrom, und es ist schlimm, wenn der Instinkt dafür verlorengeht. Doch sollte man erwarten, daß, wo die Qualitäten als Formen sichtbar werden, sich wenigstens der gute Geschmack erhält. Ein Stearinlicht hat nicht einmal die grobe Form mit einer Wachskerze gemein. In diesen Küchen, in denen die Aluminiumtöpfe auf spitzen Gasflammen stehen und aus den Leitungen gechlortes Wasser fließt, hat man den Eindruck, daß nicht nur sterile, sondern giftige Gerichte gekocht werden. Die Zeiten sind vorüber, in denen verrußte Töpfe auf gutem Holzfeuer schmorten, in das der Koch, wenn es nicht richtig ziehen wollte, einen Stich Butter warf. Sie werden auch nicht wiederkommen, aber immerhin bessere, indem wir zum Guten auf seltsamer Schleife durch die Erkenntnis zurückkehren.

Es bleibt merkwürdig, daß gerade intakte Menschen den ungeheuren Absturz der Formensprache am wenigsten wahrnehmen. Das hängt damit zusammen, daß man die Unschuld am leichtesten verführt. Ein Neger kann in seiner Hütte von Dingen umgeben sein, die von der Hand gemacht sind, ohne die Dissonanz wahrzunehmen, in der ein vereinzeltes Massenprodukt dazu steht. Wir bemerken etwa mit Bestürzung, daß er eine Armbanduhr trägt. Mir kam das immer wie der erste Flekken eines zerstörenden Aussatzes vor, den man als Wissender erkennt. Aber das ist eine Krankheit, die nicht umgangen werden kann.

Das Gerät der menschlichen Küchen und Feuerstellen hatte, soweit wir auch zurückblicken mögen, stets eine gefällige Form. All diese Töpfe, Schalen, Kessel, Krüge waren von der Hand für die Hand gemacht. Sie konnten primitiv sein oder sich zum Range von Kunstwerken erheben wie in den großen Zeiten der griechischen Vasen, des chinesischen Porzellans. Sie konnten auch wieder absinken. Ich denke da an die groben Scherben, die ich jetzt in Rom auf dem Monte Testaccio sah. Aber auch das, etwa die billigen Amphoren, in denen man von den Brunnen der Subura das Wasser holte, war Manufaktur. Was mit dem 19. Jahrhundert immer eindeutiger heraufzieht und die Welt verbilligt, ist etwas anderes. Es wäre tröstlich, wenn es sich um reine Formfragen handelte. Aber die Dinge zeugen für den Menschen, der dahintersteht.

Die Formen sind Signaturen, sind Zeugnisse; Stil ist die Oberfläche der Existenz. Wenn wir eine Alge, einen Schmetterling, eine Blüte, wenn wir eine Flosse, einen Flügel, ein Auge betrachten, so sind das Muster der Schöpfungstiefe auf der Außenhaut der Welt. Abgründe sind unter ihr. Und wie uns vor ihnen Staunen, Bewunderung und Verehrung ergreifen, so überfällt uns Verzweiflung, wenn wir dem Billigen, Häßlichen, Wertlosen gegenüberstehen. Wenn daher der Geist sich von den menschlichen Dingen ab- und den Pflanzen, Tieren und Steinen zuwendet, dann ist das nicht so abwegig, wie man zuweilen zu hören bekommt. Es kann dem reiner Selbsterhaltungstrieb zugrunde liegen, Sehnsucht nach Anteil an höherer Existenz. Wenn die Brunnen versiegen, geht man zum Fluß. Dort braucht man nicht zu glauben; das Wunder ist offenbar.

*

Nun kam die Serva mit dem Wasser zurück. Sie trug den rotbraunen Krug auf dem Kopfe, so daß er fast an die Füllung der Türe stieß. Diese Art, Lasten zu tragen, hat etwas Freies und Majestätisches; sie hebt wie eine Maskierung das Individuum über sich hinaus. Der Eindruck, den einerseits die Kothurne, andererseits die Helme und hohen Hüte zu erreichen suchen, wird hier auf ungezwungene Art bewirkt. Sie setzt lange Gewöhnung voraus; schon die kleinen Mädchen üben sich darin im Spiel. Abends am Brunnen versammeln sich Gestalten, die über menschliches Maß hinausragen. Die andere, gefälligere Art, den Krug zu tragen, besteht darin, daß die Frau ihn auf die leicht vorgeschobene Hüfte setzt, indem sie den Arm durch seinen Henkel schlingt.

Auch dieser Anblick wird mit der Zahl der Anschlüsse, in diesem Falle der Wasserhähne, seltener. In Orten, wo entfernte Brunnen aufzusuchen sind, versammeln sich noch immer die Mädchen abends zum Wasserholen; man sieht sie dann zu zwölf, zu zwanzig durch die Dämmerung schreiten, die hohen Krüge auf dem Kopf. Darunter pflegen eine oder zwei das Polster so zu tragen, daß der Krug ein wenig schräg steht: das sind die Übermütigen.

Bei diesen ruhigen, schönen Bildern, die ich als Wegzehrung mitnehme, entsinne ich mich zuweilen der Tage, die ich in Rostow verbrachte, mit dem Gefühl, daß sich die Türe des Inferno schloß. Und wie wenig gehört dazu, glücklich zu sein.

Wir setzten uns zur Fischsuppe. Ihr Fond war so stark, daß ich mich mit „brodo puro“ begnügte und das Fleisch liegen ließ. Dabei gab es die üblichen Gespräche über die Zubereitung und den Fang. Auch in Antibes, wo wir im Schatten des Palazzo Grimaldi aus den von Serge Ramel bemalten Tellern spei-

sten, war das ein Hauptthema gewesen; der koreanische Krieg, der gerade im Ausbrechen war, konnte dagegen nicht aufkommen. Aber das Mittelmeer ist um so schöner, je einfacher Genüsse und Genossen sind. Da erst blüht seine Harmonie.

Jetzt kommt gleich die Ausnahme. Wie bei Angelo meist ein etwas undurchsichtiges Treiben herrscht, so waren auch um diese Stunde zwei Gäste erschienen, die den verlorenen Hafen mit einem Boote angelaufen hatten, das draußen am Granit-Kai lag. Sie setzten sich zu uns und aßen mit. Mit dem einen von ihnen begegnete mir etwas Ungewöhnliches, das ich aus diesem Grunde festhalten möchte: nämlich Antipathie auf den ersten Blick.

Ob uns im allgemeinen die Menschen behagen oder mißbehagen — das ist mehr eine Frage des Temperamentes als des Verdienstes, denn diese Wahrnehmung richtet sich auf sekundäre Eigenschaften, nicht auf den innersten Kern, für den das große Wort gilt: das bist Du. Das Wort ist für die meisten Menschen nur gegenüber wenigen Partnern zu vollziehen, und zwar im Mysterium der Einswerdung, zwischen Mutter und Kind, zwischen den Geliebten, zwischen den Gläubigen im Sakrament, zwischen den Geistern in der Meditation, in deren Herbeiführung eine der Aufgaben des Autors liegt. Wenn er den Leser dorthin bringt zu fühlen: „Das habe ich gesagt“, so hat er Tieferes erreicht, als ihm Bewunderung gewähren kann. „Das ist *mir* aus dem Herzen gesprochen“ — in solchen Worten geschieht ein Hinweis auf die letzte, gemeinsame Schicht. Dort ruht der Goldschatz, ewig unvermindert; er ist Gemeinerbe.

Mit der Antipathie verhält es sich anders; sie kann nicht auf diese Schicht hinabreichen. Die Antipathien sind meist flüchtig, aber weit verbreitet; sie bilden die Schattenseite des sozialen

Zeitalters. Der Mensch wird zu einer Art Verkehrshindernis, das man mit bestimmten Techniken meistert, etwa mit Höflichkeit. Sie müssen die privaten Schranken ersetzen, die im Massenzeitalter viel schwerer zu errichten sind als je zuvor. Hier herrscht legale Haussuchung in Permanenz, allein schon durch das Geräusch. Wer gegen Lärm, Gerüche, grobe Gesten empfindlich ist, findet allgegenwärtigen und unaufhörlichen Stoff zur Antipathie.

Das bleibt nicht lediglich eine atmosphärische Tatsache. Sie bevölkert nicht nur die Sanatorien, sondern gelegentlich auch die Konzentrationslager. Wenn man die Gesichter der großen Verfolger unserer Zeit studiert, so fällt ein angeekelter Zug auf, der ihnen gemeinsam ist. Er macht zum Beispiel die Ähnlichkeit zwischen Himmler und Berija frappant. Wer ohnmächtig schnüffelt, wird mächtig töten; das kann man als Gesetz nehmen. Bei Marat und Robespierre war's ähnlich; alle Säuberer und tugendhaften Ankläger gehören hierher. Die empfindsamen Typen sind gefährlicher; daher wird es auch meist bedenklicher, wenn Literaten und Professoren zur Macht kommen, als wenn Soldaten sie ausüben.

Während Sympathie an sich verdienstvoll ist, liegt im Mangel an Antipathie noch kein Verdienst. Gewisse Berufe setzen ihn einfach voraus. Weder der Arzt noch der Richter darf sich der Antipathie anheimgeben. Dasselbe gilt für den Autor — Antipathie würde ihn, wie den Arzt von der Heilung, von der Kenntnis des Menschen ausschließen. Daher gibt es eine untrügliche Regel: je mehr ein Mensch zum Haß begabt ist, desto weniger wird er zur Dichtung fähig sein.

Dennoch gibt es Begegnungen, wahrscheinlich horoskopischer Natur, die Menschen zusammenführen wie Hund und

Katz. Das deutete sich hier an; und wenn ich mich solcher Typen entsinne, so waren es stets enge Charaktere mit großem Selbstbewußtsein und starker Willenskraft, die in mir etwas Zuwideres witterten. Solche Begegnungen haben nichts auf sich, wenn man zusammen Fischsuppe ißt. Sie werden aber schicksalhaft, wenn gefährliche Umstände und Gefalle im Machtpotential hinzutreten, indem etwa der eine als Verdächtiger, der andere als Kommissar erscheint. Wer hinsichtlich solcher Rencontres schlecht aspektiert ist, hat eine kurze Bahn. Melville beschreibt in „Billy Budd" einen solchen Lebenslauf.

Einer der möglichen Unterschiede: ich trage ihn in mein Tagebuch ein, er mich in seine Kartothek.

Illador, 29. Mai 1954.

Mein neuer Badeplatz, eine hohe Düne zwischen dem Strande und dem Stagno, bietet je nach Belieben Sonnen- und Schatten-, Wind- und Leeseite. Sie trägt an ihrem Fuße Wacholder- und andere Nadelbüsche und auf ihrem Grat einen Kamm von hohen Schilfgräsern, um deren Ähren bläulicher Blutenstaub wölkt. An der Strandlinie weiden rotbraune Büffel; ihre Umrisse vergrößern sich vor dem Meere riesenhaft. Ein schläfriger Hirte sieht ihnen zu.

Am Hange sind wieder die Skarabäen am Werk. Ich beobachtete einen, der abfliegen will. Er hat die häutigen Unterflügel verkehrt gefaltet, daher mißlingen verschiedene Starts. Endlich hebt er die hörnernen Decken und glättet, wie eine Büglerin die Seide, die Schwinge mit dem Hinterbein. Dann schwirrt er in weitem Bogen davon. Ein anderer hat seine Kugel verloren und

kann sie nicht wiederfinden, obwohl sie ihm vor der Nase liegt. Ohne länger nach ihr zu suchen, schneidet er sich eine neue zu. Von menschlicher Sicht aus würde das Mangel an Intelligenz bedeuten, doch spricht es wohl auch für die Stärke des Lebens im Augenblick. Sie ruht im Wesen, an das man sich erinnert, und nicht im Umstand, den man vergessen kann. Vergeßlich sind wir oft gerade, wenn wir mit Wichtigem beschäftigt sind.

Wenn der Augenblick rund und golden wird, zieht die Zeit in ihn hinein. Wir aber treten aus der Zeit heraus, sie wird zum Hintergrunde, zum Motiv der Ferne, wie hier der Takt der Wogen am Meeresstrand. Wie selten treten wir in der Monotonie der Städte noch in den eigentlichen Palast des Seins ein, in dem wir König sind. Doch bleibt das Heimweh, und dann bietet sich die Droge an.

Heut ist der Umkreis belebt, das ist eine Ausnahme. Ein letzter, schmaler Hang wird abgeerntet, wohl zwanzig Männer stehen Schulter an Schulter im gelben Feld. Sie schneiden mit langen Sicheln Büschel um Büschel das Getreide, während hinter ihnen die Binderinnen es anhäufen. Ich hatte, wenn ich in der Bibel von dieser Sichelernte las, gedacht, daß nur die Ähren abgeschnitten würden — hier mußte ich diese Vorstellung berichtigen, denn ich sah, daß zwar der Schnitter mit der linken Hand die Ähren faßte, doch mit der Rechten die Halme dicht über dem Fuß abtrennte, wie es auch mit der Sense geschieht. Daher sind hier die Sicheln länger und weniger gebogen als die bei uns üblichen. Dreißig Menschen verrichten mühsam im Schweiße ihres Antlitzes, was einem einzigen mit dem Mähdrescher spielend gelingt.

In solchen Rechnungen gefällt sich der Techniker, mit dem ich gestern im Granitwerk aß, und sie erregen seinen Zorn. Man

könnte ihm erwidern, daß hinter dem Einen auch dreißig andere stehen, all die Mineure, Chauffeure, Gießer, Straßenbauer und Verwalter vieler Grade, ohne die der Motor nicht läuft. Die Eisenbahn wird von Menschen gezogen, wie der Chinese sagt. Aber solche Einwände führen zu nichts. Die Welt verändert sich im Sinne des Arbeiters. Da ist Ökonomie nicht maßgebend. Das war eine der Überraschungen.

Auch vom Stagno kommt Lärm. Hier fischt Antonino mit einer Schar von jungen Burschen das lehmgelbe Wasser mit feinen Netzen ab. In ungeheuren Schwärmen lebt hier ein Fischlein von Stichlingsgröße, dem sie nachstellen. Selbst die Angler an der Seine, die nicht verwöhnt sind, würden es seiner Winzigkeit wegen begnadigen. Doch hier wird es in Eimern und Kanistern gesammelt, für die Frittura, und ich glaube kaum, daß man es ausnimmt, bevor es ins siedende Öl geworfen wird. Das gehört zu den Zeichen der Armut dieses Landes und wird sich ändern, wenn mit dem elektrischen Strom und den ausgebauten Straßen der Anschluß an die planetarische Technik kommt. Die Analphabeten werden verschwinden, die Nahrung wird reichlicher, die Kleidung besser werden, aber zugleich wird die Unzufriedenheit wachsen und der Gesang verstummen, wie er jetzt von den Mähern und Fischern herauf zur Düne dringt.

*

Am Abend war ich allein im Albergo; Signora Bonaria tischte auf. Der Zöllner, der Flickschuster, die Taucher und die Elektriker waren mit Signor Carlino zu einem der häufigen Feste gegangen; ich hatte bereits am Nachmittag die alten Trachten gesehen. Das gab Gelegenheit, behaglich beim Wein Notizen

nachzutragen und Gedanken hervorzusuchen, die „verschnürt“ in den Winkeln des Gedächtnisses lagerten.

Da waren zunächst die süßen Limonen, die es zum Nachtisch gab. Ihr Anblick erinnerte mich an den Gedanken, der neulich in der Hitze bei den Totemsäulen nicht aufgegangen war. Der Kurzschluß lag darin, daß die Gesetzmäßigkeit der freien Wildbahn nicht auf die Welt der Haustiere und Nutzpflanzen übertragen werden kann.

Wenn ich bedenke, mit welcher Passion wir früher, etwa unter Mitschülern, uns über Einzelheiten solcher Probleme unterhielten, wird mir die Wandlung deutlich, die hier vorgegangen ist. In der Generation vorher war das noch stärker gewesen; das Ganze stellt man am besten in die Entwicklung der protestantischen Theologie. Wenn wir mit dem Vater in den Wald gingen, mußten wir bald an dieser Blüte, bald an jenem Flügel die geniale Zweckmäßigkeit bewundern als das non plus ultra des Einzusehenden. Was da bewundert wurde, bezog sich auf eine unsichtbar im Kosmos verteilte und dann durch Wissenschaft herausgefällte, synthetisch kristallisierte Intelligenz. Die Proben wurden als eine Art Arcanum überreicht.

Es ist seltsam, wie schnell das nach den beiden Weltkriegen verloren gegangen, weniger widerlegt worden als auf eines der Abstellgeleise der geistigen Kommunikation geschoben ist. Dort spukt es nach, wird noch verhandelt in populären Zeitschriften, gibt Dogmen an den Randgebieten der Zivilisation.

Entstehung der Arten, Zuchtwahl, struggle for life, Mimikry, wie sie uns gelehrt wurden, können ganz ernst genommen werden nur in einer Gesellschaft, in der das Ökonomische schon ziemlich unverhohlen vorwaltet. Die Theorie von La-

marck spiegelt noch die auf eine tiefere Art verbundene Gesellschaft der vorrevolutionären Zeit.

Aus dieser Ökonomie spricht große Dürftigkeit. Der kleine Vorteil, etwa beim Weibchen, in der Bewaffnung, in der Färbung, kommt auf die Sparkasse, wird im Laufe von Jahrmillionen verzinst. Aber so arbeitet noch nicht einmal die Bank. Es gibt kein ökonomisches System, das nicht in einer gewissen Periodik falliert. Darauf, auf den Zusammenbrüchen, beruht unser Wirtschaften; sonst säßen wir in ewigen Schuldtürmen. Der Pfennig dagegen, der um Christi Geburt auf Zinsen gelegt wurde und Milliarden abwirft, gehört ins Reich der Illusionen, bleibt Kopfrechnerei. Aus diesem Grunde ist Cuviers Katastrophentheorie sinnvoller. Aber das bleibt verborgen, solange man Scheuklappen trägt, vor allem bei steigender Konjunktur.

Der Haupteinwand gegen die Lehre von der Entstehung der Arten, wie sie uns vermittelt wurde, liegt darin, daß sie auf niedrigem Wissen beruht, auf den Einsichten einer demotischen Priesterschaft, durch die das Tier seines Hieroglyphen-Charakters entkleidet wird. Dieser Verlust teilt sich sogleich dem Menschen mit.

Es ist schon viel gewonnen, wenn man erkennt, daß diese Aufzeigung nur *eine* der möglichen Perspektiven ist. Dem Künstler etwa, der auf allen Gebieten so sehr ins Hintertreffen geraten ist, würden andere und weniger gemeine Kennzeichen auffallen. Da er, insofern er seinen Namen verdient, noch eine Vorstellung der außerhalb der meßbaren Zeit wirkenden Intuition besitzt, würde er auf die Verdünnung durch Jahrmillionen nicht angewiesen sein. Er würde der Wahrheit näher kommen, da in der Schöpfung weit eher die Signatur des Künstlers als des Mechanikers sich offenbart. Die ungeheure Mannigfaltig-

keit zum Beispiel ist ein künstlerisches Kennzeichen, während der ökonomische Mechaniker auf wenige brauchbare Typen sich spezialisiert. Wenn solche Absicht in der Natur vorherrschte, würde sie freilich ganz ähnlich aussehen wie unsere Landschaften. Sie würde von wenigen, meist grauen Spezies in erdrückender Individuenzahl bevölkert sein. Auch in dem, was wir als Mimikry bezeichnen, verrät sich weit eher ein künstlerisches als ein taktisches Prinzip: die Wiederholung, die Abwandlung, die Bevorzugung gewisser Muster und Motive, die in der Stilgeschichte eine so große Rolle spielt. Das ist primär, ist reine Lust, ist unerklärlich — ebenso wie die Nachahmung als künstlerisches Prinzip an Rang und Umfang dem Nutzen überlegen ist, den sie gewähren oder auch nicht gewähren mag. Nicht einmal die Tätigkeit einer Schauspielertruppe erklärt sich durch das Honorar. Daß hinter der natura naturata eher ein künstlerisches Prinzip verborgen ist als ein mechanisch-ökonomisches, muß dem verborgen bleiben, der die Schöpfung nicht im Nebeneinander des großen Entwurfes, sondern nur im Nacheinander, in der Zerlegung begreifen kann. Doch schon die Verschwendung weist darauf hin, die fürstliche Pracht. Die Schönheit geht bei weitem der Zweckmäßigkeit voran. Das Zweckmäßige, das natürlich vorhanden ist, wie es ja auch im Bilde eines großen Malers nicht fehlen kann, hat man seit einem Jahrhundert herauspräpariert. So ist ein Skelett entstanden, das mit seinen Sehnen und Gelenken im Museum der menschlichen Vorstellungen Verwunderung erregt. Es wird anderen Bildern weichen, wenn die Imagination ihre Decke darüber wirft. Sie führt dann in neue Schöpfungssäle ein.

*

Die Behauptung, daß die Zeit keinen Künstler hervorbringen könne, zählt heute zu den Gemeinplätzen. Das heißt die Rangordnung umkehren. Der Künstler wartet nicht auf die Zeit. Sie harrt vielmehr auf ihn. Im Augenblick, in dem ihm das Werk gelingt, hat er die Zeit erlöst.

*

Dort, wo das längst versiegte Flüßchen den Ort berührt, beginnt jetzt das Dreschen des Frühkorns, dem umfangreiche Zurüstungen vorausgehen. Man fährt die Ernte auf eine Fläche, die als offene Tenne dient. Die hier gebaute Gerste hat dunkle Grannen, die den Ähren einen zarten, schwarzblauen Flaum geben. Die Garben werden geöffnet und zu Kreisen ausgebreitet, über die man Paare von Rindern im Rundgang führt. Wenn die Ähren gehörig zertreten sind, werden sie zu Haufen geschichtet, um dann bei leichter Brise mit Schaufeln geworfelt zu werden, wobei sich die Spreu von den Körnern trennt. Die Worfschaufel wird, wie schon von den Römern, pala genannt. Auch bei diesem Anlaß versammelt sich, wie bei der Ernte, eine geschäftige Menge, deren Rufen und Treiben weithin dringt.

Illador, 31. Mai 1954.

Schon kam der letzte Tag an diesem Strand heran. Ich ging noch einmal zum Baden, um mich vom Meere, und noch einmal durch den Ort, um mich von meinen Bekannten zu verabschieden. In Signor Rossis Garten bellte das Hündchen und machte das Eselchen seinen Rundgang, vom schläfrigen Antonino bewacht. Signor Rossi erntete in großen Körben keulen-

förmige Zucchini ein. Die Granatapfelbüsche glühten, die Tomaten hatten in wenigen Tagen stark angesetzt.

Ich klopfte dem Eselchen noch einmal den Rücken und wünschte ihm, daß es durch die Motorpumpe nicht zu bald erlöst würde. Wir tragen ja alle unsere Last. Es paßt viel besser in diesen Garten, den es durch seine Rundgänge erhält. Und ist es letzten Endes nicht viel sparsamer? Es braucht weder Öl noch Benzin, nährt sich von Bohnenstroh und Disteln und düngt noch die Beete dazu. Und vor allem hat man noch keinen Motor erfunden, der kleine Motoren bekommt.

Das Eselchen aber bringt jedes Jahr ein Junges von einheimischer Rasse; sie tragen alle einen schwarzen Längsstrich auf dem Rücken, den an den Schultern ein Querstrich zum Malteserkreuz vervollständigt. Ihr Stammbaum wird auf jenen Ahnherrn zurückgeführt, dessen sich die heilige Familie zur Flucht nach Ägypten bediente und den Maria, bevor sie das Kind auf seinen Rücken setzte, einsegnete, indem sie das Kreuz über ihn schlug.

Diese Erklärung zeichnet sich durch ihren offensichtlichen Anachronismus aus, der aber das Volk nicht stört. Es verfügt vielmehr noch über einen gesunden Vorrat an mythenbildender Kraft. So wird hier im Gebirge ein ungeheurer, in eine Klippe eingelassener Eisenring gezeigt. Wahrscheinlich hat er im vorigen Jahrhundert fremden Holzfällern gedient, um Lasten mit einer Art von Seilbahn abzufahren — heute gilt er bereits als Erinnerung an Noah, der dort mit seiner Arche landete. Diese überspinnende Imagination gedeiht neben einem erstaunlichen Mangel an historischen Kenntnissen. Auch bei den Honoratioren fehlt jede Datierung über den Großvater hinaus. So war es für mich gar nicht einfach, festzustellen, daß das Städtchen in

seiner heutigen „Fassung“ erst zu Beginn des vorigen Jahrhunderts durch Kolonisten gegründet worden ist. Signor Rossi hat sagen hören, daß sein Urgroßvater mit Vieh gekommen sei. Auf diese Weise erklärt sich wohl die Anlage der größeren Häuser um einen Innenhof herum. Dieser Cortile war ursprünglich der Pferch, den zunächst Hürden und Hütten und später gemauerte Gebäude einschlossen. Dann kam der Brunnen, der Backofen, das Blumenbeet. Dort wurde gemolken, geschoren, aus- und eingetrieben; abends saß man am Feuer und klapperte mit den Zähnen, wenn die Stunde des Fiebers kam.

Siedlungen aber waren immer an diesem Platze oder in seiner Nähe, und es hat Zeiten gegeben, in denen das Land bebauter war als heut. Ich schließe das daraus, daß man mitten im Ödland auf Blöcke stößt, die aus römischen Ziegeln gefügt sind und auf bedeutende Bauwerke hinweisen. Ein solcher Rest hat sich unmittelbar neben der kleinen Marienkapelle erhalten, die an der Mündung des Rio Campus liegt.

Auch an Friedhöfen fehlt es nicht. Einer zieht sich, ganz in der Nähe von Signor Rossis Garten, an einem Ölberg entlang. Er soll, woran ich Zweifel hege, etruskischen Ursprungs sein. Die Gräber sind höchst einfach: zwei Steine, über denen ein dritter als Platte liegt. Darunter ist der Tote gebettet; man gab ihm einen kleinen Tonkrug mit. Ein Armeleutefriedhof also. Es ging hier wohl immer ärmlich zu, und es gab viele Jahrhunderte, in denen Seeräuber das Land heimsuchten. Signor Rossi hat mehrere Gräber geöffnet und will darunter das eines Giganten gefunden haben; der Kopf soll wie der eines Büffels gewesen sein. Das deutet weniger auf eine anthropologische Entdeckung als auf eine paläontologische. Er erzählte auch, daß sich im Golf unter dem Meeresspiegel eine Hafenmauer nach der Punta Mo-

lentis hinziehen soll. Jedenfalls ist an Funden und Fundorten kein Mangel, und Generationen von Ausgräbern hätten Arbeit genug. Doch wird es sich immer um provinzielle Belege handeln — von den Nuraghen und Bronzen abgesehen, die einzigartig sind.

Vom Berge, der sich hinter dem Ort erhebt, tat ich noch einen Rundblick und ritzte mein Zeichen in ein Opuntienblatt, mit dem Gedanken, ob ich es, vernarbt, im nächsten Jahre wiederfinden würde, und in welcher Gemütsstimmung? Was ist denn schöner: die erste Entdeckung oder die Wiederkehr? Es gibt noch ein Mächtigeres, das ist das Eine, das in beiden enthalten ist, so wie die Eins in allen Zahlen sich verbirgt.

Am Abend gab es noch einen Festbraten, denn Valerio, der Feldhüter, hatte mit seiner brüchigen Flinte ein wildes Kaninchen für mich erlegt.

Ich hatte zuweilen neben ihm gesessen und ihm mein Glas geliehen, wenn er die Herden beobachtete. Er erzählte mir dabei Merkwürdiges über die Gewohnheiten der Hirten und würzte den Bericht mit den uralten Witzen und Rätseln, die seit Polyphems Zeiten an den Lagerfeuern des Mittelmeeres von einem Geschlecht auf das andere vererbt werden. Etwa: was ist der Unterschied zwischen der Ziege und dem Ziegenbock? Ich tat, als ob ich es nicht wüßte, und Valerio sagte mir die Lösung: der Bock trägt Hörner, und die Ziege setzt Hörner auf. Dabei lachte er ebenso schallend, wie all seine Vorfahren darüber gelacht hatten.

Trotz seiner Armut konnte ich Valerio kaum ein Päckchen Zigaretten aufnötigen. Daß der Mensch ein von Natur aus vornehmes Wesen ist, offenbart sich in allen ursprünglichen Landschaften, gleichviel, ob sie von Homer, Hesiod oder Jeremias

Gotthelf beschrieben werden oder ob es uns selbst vergönnt ist, einen Blick in ihre Bereiche zu tun. Und dieser Kern verbirgt sich noch in jedem, wie in einem Brunnen, den Trümmer verschütten, doch der auf seinem Grunde noch Wasser hält. Er wird sichtbar, wenn wir den Menschen in seiner Natur ansprechen. Das ist eine Wissenschaft, die uns in diesen Zeiten der allgemeinen Verfolgung das Leben retten kann.

An Bord, 1. Juni 1954.

Diesmal gab es bei der Rechnung keine Anstände — höchstens den, daß Signor Carlino die Wäsche und andere Aufwendungen nicht angeschrieben hatte und ihre Vergütung ablehnte. „Wenn Sie zufrieden sind, sind wir es auch."

Mein Gepäck zu tragen, machte sich ein zartes vierzehnjähriges Mädchen anheischig. Ich hielt es für viel zu schwach, aber Signora Bonaria beruhigte mich: „E forte abituata", und beide rissen den Koffer in die Höhe und setzten ihn auf das „tidili", wie der Sarde das kranzförmige Kopfpolster nennt. Dann schritt die Kleine, sich leicht in den Hüften wiegend und gerade wie ein Licht, vor mir zum Autobus.

Signora Bonaria gab mir Geleit; sie wollte in Cagliari einkaufen. Der Autobus quälte sich bergauf, bergab über die holprige Küstenstraße, mit harten Schlägen auf die Federung. Immer wieder tauchte aus der verschlungenen Signatur des Littorales der Sarazenenturm, allmählich sich im Wechsel der Perspektive verkleinernd, als bleicher Schemen inmitten der Fels- und Meereseinsamkeit. Ich sah ihn bei jeder Windung mit Freude wie-

der, den Wächter einer südlichen Gemarkung, die ein Stück geistiger Heimat geworden war. Das ist die wahre Landnahme.

Indem wir der Küste folgten, tauchten immer neue Türme, Burgen, Festungen, Nuraghen auf, Machtsitze aus vorgeschichtlichen Epochen bis auf unsere Gegenwart. Sie lagen friedlich in der Sonne, von ihrer Zeit erlöst. Signora Bonaria gab ihnen Namen — so sagte sie jedesmal „fortezza tedesca", wenn wieder auf einem Vorgebirge sich einer der flachen, schildkrötenartigen Kampfstände abzeichnete, einer der Bunker, mit denen die Wehrmacht große Strecken der Mittelmeer- und der Atlantikküste in Wälle verwandelte. Sie haben alle Aussicht, sehr lange zu überdauern, und man wird vielleicht dereinst meinen, daß die Tedeschi eine Art Zyklopen gewesen sind, die hier durch Jahrhunderte die Macht hielten. Die Bunker bilden die Ausnahme von dem eben Gesagten, denn es ist kaum vorstellbar, daß gleichviel welches Alter sie verschönt. Es ist soviel an nackter, an unverschämter Gegenwart in ihnen, daß man nicht weiß, wie ihnen die Erlösung von der Zeit gelingen soll. Ihr Schicksal ist nicht Verwitterung, sondern Korrosion. Das gilt für weite Bereiche unserer architektonischen Anstrengung, unseres Werkstättenstils. Es bleibt etwas Peinliches um sie, wie um alles Zeitliche, das nicht altern kann. Das Peinliche liegt nicht im Technischen, denn wie unerhört leicht, wie eine an den Strand geworfene Skizze wirkt demgegenüber das Fort des Michelangelo in Civitavecchia. Wie anders wirken auch die Kriegsmaschinen des Lionardo und selbst die finsteren Kerker, die Piranesi zeichnete.

Es bleibt zu hoffen, daß die Flechten diesen Gerippen eine Patina, ein buntes Gewand geben. Die Natur behält immer das letzte Wort, und sei es als Flamme im kosmischen Schmelzofen.

Doch sind die großen Bilder friedlich, harmonisch, oft beglükkend; Wind und Sonne bewegen die Oberfläche wie der leichte Atem eines Träumenden. Die Insel ordnet, wie Sprachen, Sitten, Rassen und fremde Pflanzen, so auch die Bauten in ihre Fülle ein. Das ist ein Ausweis konservativer Macht. Hier fühlt man Heimat, wenn man aus Reichen kommt, in denen einer den anderen nicht gelten lassen will, sei es in seiner nationalen oder in seiner sozialen Art.

Nicht, daß nicht überall die Spuren von Kämpfen eingezeichnet wären, aber man spürt die heilende, narbenbildende Kraft. Ein stiller Glanz zieht über den Ruinen auf. Wir sollten uns zuweilen Rechenschaft darüber geben, wie aus dem Nacheinander ein Nebeneinander wird. Geschichte wird zu Geschichtetem. Die zeitliche Folge wird zum räumlichen Bild. Im Plan der Städte und Landgemeinden summieren sich Epochen, die nun im Augenblick sich offenbaren, als Konstellation, als Webmuster. An ihm entzündet sich der historische Sinn, der zur Entfaltung immer auf die Kenntnis höherer Einheiten angewiesen ist, als sie die handelnden Mächte darstellen.

So kamen wir, zwar hart gestoßen, doch wie im Fluge nach Cagliari. Links blendeten aus den Lagunen die schneeweißen Halden der Salzgärten, und rechts stieg aus dem Gewirr der Dächer als eines der Randkristalle des Abendlandes der edle Umriß des Elefantenturmes auf. Beim Abschied bedankte ich mich noch einmal bei Signora Bonaria.

Der Zug nach Olbia sollte erst gegen Mittag fahren — das gab noch Zeit, unter den Arkaden am Bahnhofsplatz gemütlich zu frühstücken und dann auf den Markt zu gehen. Ich schlenderte dorthin durch eine Gasse von kleinen Läden, in denen es Netze, Schiffslaternen, Anker, Rettungsringe und Tauwerk zu kaufen

gab. Das versetzt in entlegene Stimmungen. Dazu spürte ich die große Erholung heraufwallen, wie sie solche ohne Bücher, Zeitungen und intellektuellen Umgang verbrachte Wochen mitteilen.

Dieses Behagen setzte sich auf dem Markte fort. Die Märkte geben immer ihr Allegro, jene besondere Heiterkeit und Vorfreude, die an reich gedeckten Tafeln herrscht. Hier sah man in den frischesten Aquarellfarben, was die Insel zu bieten hat. Neben den Südfrüchten leuchteten Kirschen und Erdbeeren auf der Unterlage grüner Blätter, junge Kartoffeln, Fenchelknollen, Zucchini, Erbsen und Bohnen türmten sich zu Hügeln auf. Die Stimmen verwirrten sich zum frohen Summen eines Bienenschwarms. Dazwischen stiegen als Zugabe kleine Arien auf. Ein junges Mädchen wiederholte wie eine Amsel mit silberheller Stimme seinen werbenden Ruf:

„fa — giolini bé — e — lli."

Ja, die Märkte sind herrlich mit ihrem festlichen Rausch am Vormittag. Und sie verkümmern, verschwinden, wo das Leben sich zu verdüstern beginnt. Man kann zu jedem Regime sagen: „Zeige mir deine Märkte, und ich will dir sagen, was du bist." So schneidet man die Phrasen ab.

Der Fischmarkt machte wieder sichtbar, wie Strand- und Inselvölker im besonderen zu beneiden sind, weil ihnen außer der Erde eine zweite, mächtige Quelle des Reichtums zu Gebote steht. Obwohl ich in nördlichen und südlichen Häfen kaum je versäumte zu sehen, was das Meer spendet, konnte ich mich nicht entsinnen, eine buntere Auswahl angetroffen zu haben als hier in Cagliari.

Ein großes Vestibül war nur den Schalentieren vorbehalten — hier lagen Mengen von Austern, stacheligen Seeigeln, Herz-,

Bohr- und Miesmuscheln. Die Arten, darunter solche, die ich nie gesehen hatte, waren säuberlich in sich geordnet und zu Mosaiken ausgelegt. Girlanden von Zitronen rahmten ihre Bänke ein. Die Anhäufung von Meeresfrüchten diente auch als Büffet, an das die Besucher herantraten, um sich ein Dutzend Muscheln oder „ricci“ öffnen zu lassen zum neptunischen Mahl.

In der größeren Abteilung wimmelten, noch springlebendig, Fische aller Formen, Farben und Größen, dazu Krebstiere, Tintenschnecken und Undefinierbares. Selbst Fische, die ich bisher nur aus Museen und Aquarien kannte, harrten hier des Käufers — so der Zitterrochen, Torpedo, mit seinen großen Prunkaugen auf dem Rückenschild. Thunfische lagen im Anschnitt und im Stück, daneben die Muräne mit ihrer Zeichnung, die wie Goldschrift auf dunklem Leder leuchtet, ein byzantinisches Tier. La rondine del mare, die Meerschwalbe, polpo, die zottige Seespinne, Makrelenschwärme in Symphonien von Blau und Silber, grellrote Garnelen mit schwarzen Augen und langen, hauchzarten Tastfäden, Langusten, große und kleine, aber alle den gefächerten Schwanz dicht an den Leib gepreßt und die Kiemen bewegend, Bären- und Heuschreckenkrebse, Sepien, Calmare, ein starker Octopus, mit Klaviaturen von Saugnäpfen spielend, die wie aus gekochtem Eiweiß geschnitten waren — dazu der dichte Geruch von Tang und Muscheln, das Wetzen der Messer, der Wettstreit der Ausrufer. Das ist ein Trubel, wie ihn die Sonne seit vielen, vielen Jahren gesehen hat und gerne sieht.

*

Im Zuge. Nach Wochen überflog ich die erste Zeitung, um zu sehen, daß sich wenig geändert hat. Als kapitales Thema be-

hauptet sich die Atombombe, und seine Behandlung bleibt immer gleich langweilig und ärgerlich, und häufig anstößig. Man fragt sich da manchmal, wozu man Philosophen bezahlt.

Dann las ich in einer Zeitschrift einen Aufsatz „Medizinmorde in Basutoland“, dem ich entnehme, daß man dort Menschen meuchelt, um aus gewissen Körperteilen Zaubermittel zu gewinnen, die Gesundheit und magische Kraft verleihen. Zunehmende Aufklärung wird diese Unsitte beseitigen. Muß man aber, um solche Bräuche zu studieren, bis nach Südafrika gehen?

Bei Macomer verdichten sich die Nuraghen; ich rief mir wieder ins Gedächtnis, daß sie schon alt waren, als die Phönizier landeten. Der Grad der Erhaltung wirkt um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß sie ohne eisernes Werkzeug und ohne Mörtel errichtet sind. Flechten vergolden sie.

Trotz aller Vielfalt der Zeugnisse finde ich, daß die Geschichte sich hier diskreter vorstellt als auf Sizilien, wo das Heroische und das Tyrannische mächtige Spuren zurückließen. Der Unterschied bleibt unverkennbar, auch im Charakter der Bevölkerung. Sardinien ist eben, verglichen mit Sizilien, Nebenschauplatz, wie es sich auch jetzt wieder im zweiten Weltkrieg bestätigt hat. Daher finden wir mit dieser Insel auch kaum einen großen Namen verknüpft, wie sie sich dem Gedächtnis in Verbindung mit Sizilien in Menge vorstellen.

Immer wieder wurde das Bild durch den Anblick von Reitern belebt, die auf Pferden, Maultieren oder Eseln das Weideland durchtrotteten. Der Zug scheuchte aus den Gebüschen des Bahndammes zahlreiche Wiedehopfe auf, deren Scheckung sich im zuckenden Fluge entfaltete. Auch die Federkrone öffnete sich zuweilen wie ein Fächer, der aufgeschlagen wird.

In Olbia spürte man bereits städtisches Klima, festländische Einflüsse. Da der Dampfer erst abends fahren sollte, hatte ich noch auf eine Stunde am Strande gehofft, doch wiederholte sich hier ein Zwang, der mich schon in manchem Hafen vexiert hat: das Unvermögen, ein Stückchen Küste zu erreichen, das nicht durch Häuser und Fabriken verstellt worden ist. Ich bediente mich eines Einspänners, den ein munterer Bursche von sechzehn Jahren fuhr. Vorsichtshalber hatte ich mich nach den Kosten erkundigt und war durch ein fröhliches „Tariffa" beruhigt worden. Beim Aussteigen kam dann der Phantasiepreis, und als ich ihn monierte, kam wieder das „Tariffa" — diesmal aber stolz und siegesbewußt. Das Witzige daran war, daß sich dieser Tarif auf keine Weise in Erfahrung bringen ließ. Das war wie bei den Systemen gewisser Philosophen: wenn man da einsteigt, sind die Axiome sanft und schmiegsam, und am Schluß wird man mit ihnen zur Strecke gebracht. Da ich für solche Finessen immer Sinn hatte, erkannte ich den Tarif an, gab ein Trinkgeld dazu und machte mich mit der Anekdote bezahlt.

Lugano, 2. Juni 1954.

Nach der Landung blieben einige Stunden für Civitavecchia. Der Eindruck von Ruinen aus den verschiedensten Zeitaltern war vorwiegend. Dazwischen wurde gebaut und ausgebessert wie an Breughels babylonischem Turm. Leider war auch die Brüstung des Forts von trällernden Maurern besetzt. Ich bewunderte das große Albergo Piemontese als ein Muster in Europa möglicher Verwahrlosung. Aber auch die Häuser daneben hielten sich im Stil — mit den herunterhängenden oder ihrer

Querhölzer beraubten Jalousien und den Fenstern, die entweder zugemauert waren oder ohne Glas und Rahmen aus der Wand gähnten. In manchen von ihnen schaukelten Wäschestücke und wiesen auf Bewohnung hin. Wieder, wie damals in Albanien, bedauerte ich, daß Alfred Kubin nicht bei mir war. Er hat unter den Lebenden vielleicht am tiefsten das Gefühl der Befreiung empfunden, das uns so unerbittlich Eingespannte vor solcher „letzten Lockerung" ergreift.

In diese Stimmung mischt sich gern das Makabre ein. Wie eine dichte Fliegenwolke über einem behaglich zur letzten Ruhe ausgestreckten Schläfer kreisten am Himmel Schwärme von Mauerseglern mit ihrem schrillen Gezirp. Das Tier zählt zur Verwandtschaft der Salanganen und liebt die Städte, die sich den Riffen annähern.

Im Rundgang sah ich durch die Torbögen zerstörter Häuser und Paläste immer wieder ein Denkmal aus weißem Marmor, das einen der Heroen des 19. Jahrhunderts darstellte und völlig unberührt geblieben war. Der also Geehrte, der einen Fuß auf das zerschossene Rad einer Kanone gestellt hielt und mit der Rechten einen großen Säbel schwang, konnte, wie ich mich dann auch vergewisserte, nur Garibaldi sein. Garibaldi ist hier das pièce de résistence, wie bei den Franzosen Victor Hugo. Bereits auf dem Bahnhof von Cagliari hatte mich ein in die Uniform von Cooks Reisebüro gekleideter Merkurier beschworen, Italien nicht zu verlassen, ohne ein Jubiläum mitgefeiert zu haben, das dieser Tage zu Ehren Garibaldis begangen wird, und zwar auf Caprera, seiner Heimatinsel, wo auch noch seine uralte Schwester wohnt. Man muß aber nicht überall dabei gewesen sein.

Der Zug fuhr durch das den Sümpfen und der Malaria abgerungene Fruchtland die alte Via Aurelia Etrusca entlang. In den groß abgeteilten Weideflächen, den numerierten Wirtschaftshöfen, die sich wie Bahnwärterhäuser wiederholen, verrät sich die Signatur des Zeitalters.

Ich saß mit zwei freundlichen Italienern im Abteil. In Livorno stieg ein amerikanischer Matrose zu uns ein. Er trug Shorts, die den größten Teil der Oberschenkel freiließen, und ein Khakihemd, das kurz unter den Achseln abgeschnitten war. Nachdem er sich seinen großen Seesack als Rückenstütze eingerichtet hatte, streckte er sich auf das Polster und versank, während seine Kinnbacken sich langsam bewegten, in eine Art von Meditation.

Es handelte sich offensichtlich um einen der untersten Ränge in der Militärhierarchie; sein Fahrschein für die beste Klasse wies auf eine beneidenswerte Skala von Mitteln hin. Bei der Begegnung mit amerikanischen Soldaten, wie sie sich in den verschiedenen Ländern Europas zwangsläufig ergibt, drängt sich ein zwiespältiger Eindruck auf, der sich nicht leicht in Worte fassen läßt. Einmal nimmt man das starke, ausgeprägte Bewußtsein wahr, mit dem diese Art von Reisenden sich auf den Militärstraßen und zwischen den Stützpunkten bewegt, von denen der Kontinent überzogen ist. An allen großen Straßen, auf allen Bahnhöfen und Flugplätzen findet man ihren Code, ihre Geheimzeichen, ihre Genußmittel. Wie bringt man damit nun das traumhafte Gebaren, eine Art Trancezustand eben derselben Reisenden in Zusammenhang? Man möchte vermuten, daß sie keine oder nur eine höchst oberflächliche Notion haben, ob sie gerade in Stuttgart, Yokohama, Turin oder Casablanca sind. Man sieht sie in allen Zentren, an allen Weltecken mit den

gleichen Gewohnheiten, dem gleichen Komfort, derselben Unberührtheit, kurzum dem „Semper idem“, das Xanthippe ihrem Sokrates nachrühmte. Cicero sagte dazu: „Mit Recht war sein Ausdruck immer derselbe, weil der Geist, durch den er entstand, unverändert blieb.“

Das gilt nicht nur für Sokrates. In diesem Falle ist das Semper idem eine unspezifische Leere, die fast jeder annehmen kann und die zu gewinnen Gepäckerleichterung genügt. Das war auch im römischen Imperium der Fall. Mit dem Imperialen ist es wie mit dem Brot und dem Wasser; der spezifische Geschmack muß zurücktreten. Das Gegenteil macht die Prognose ungünstig.

Zu den erstaunlichen und oft bestürzenden Wendungen unseres Zeitalters gehört die Entwicklung aus der Monroe-Doktrin heraus in ein planetarisches Bewußtsein, das sich für jeden Punkt der Erde, und vielleicht bald darüber hinaus, verantwortlich fühlt. Man sieht die Quellen, aber nicht die Mündung — — wer kennt die Nebenströme dieses Mississippi, der sich mit wachsender Gewalt seinem noch fernen und unvorstellbaren Maximum zubewegt? Die Katarakte beschleunigen ihn nur. Man sieht das wie in einem Bilderbuche und ahnt das Verhängnis, aber wie spärlich sind dagegen die Zeugnisse einer geistigen Elite, deren Reflexion den Vorgang, wenn nicht steuern, so zum mindesten begleiten muß. Vielleicht gehört auch das zum Unspezifischen. In den Typen, die Norman Mailer vorführt, mag sich dieses und jenes andeuten, sodann auch in der Kritik intelligenter Engländer.

Inzwischen war der Zug wieder angefahren, und ich wurde aus meiner Betrachtung durch einen vogelartigen Schrei des

Khakimannes aufgeschreckt. Er hatte ihn ausgestoßen, ohne aufzublicken, und es klang ungefähr wie:

„Dji — ne — wä?“

Auch die beiden Italiener waren durch die übergangslose Wendung zum aktiven Zustand aufgestöbert, schienen aber den Schrei verstanden zu haben, denn der eine von ihnen antwortete melodisch:

„Si, si, Signore, questo è il treno per Genova.“

Der Khakimann sah ihn wohlwollend an. Dann öffnete er den Mund zu einem zweiten Lakonismus:

„Ri — storänt — kär?“

Ja, auch ein Speisewagen war da. Sie erboten sich, ihn dorthin zu führen, und er verschwand in ihrem Geleit wie ein junger Leviathan hinter zwei Pilotfischen.

Ich blickte aus dem Fenster. Der Ort war mir bekannt. Carrara-Advenza — dort standen die dunklen Zypressen des Friedhofes von Turigliano mit dem schimmernden Gebirge im Hintergrund.